This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

KC

NEDL TRANSFER
HN 2N8L 8

Wippchens sämmtliche Berichte

XIII.

KCH
K(13)

Seinem hochverehrten Lehrer

in ehrfurchtsvoller Ergebenheit

Dr. Ernst Feistl

Que bien vous fasse, Monsieur!

Wien, den 17. April 1900.

Wippchens
sämmtliche Berichte.

Herausgegeben

von

Julius Stettenheim.

Dreizehnter Band.

Berlin.
Verlag von Hermann Paetel.
1899.

KCA 4(13)

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY
MAR 29 1956

Anonymous.

Alle Rechte vorbehalten.

MAY 2 5 1922

Inhalt.

	Seite
Faſchoda	1
Emile Loubet	8
Samoa	15
Eine neue Inſel	21
Der Ball der Berliner Preſſe	23
Die Friedenskonferenz	32
Die Belagerung von Guérin	107
Lied eines Belagerten	113
Die Kunſt, ſich belagern zu laſſen	115
Der engliſch-transvaal'ſche Krieg	122

Faſchoda.

Faſchoda, der 8. November 1898.

W. Der Namen Faſchoda macht ſeit einiger Zeit die Runde durch Jedermanns Mund. Er war und iſt auch heute noch der Name eines Erisapfels, deſſen innerer Kern nichts zu ſein pflegt, als der Funken, auf welchen das Pulverfaß wartet, um alsbald in die Luft zu fliegen. Und dies in einem Augenblick, wo die Welt ſich anſchickt, den Janustempel hermetiſch zu verſchließen! So kann es kommen, daß England und Frankreich der Einladung Rußlands zum Friedenskongreß nicht Folge leiſten können, weil ſie zufällig einander in die Haare geraten ſind.

Man iſt merkwürdiger Weiſe nur zu leicht geneigt, in Egypten gewiſſermaßen einen Krater a. D. zu erblicken, ein Land, deſſen Geſchichte bereits der mit Ehren grau gewordenen Vorzeit angehört, eigentlich nur noch mit ſeiner Augenentzündung die Ärzte intereſſiert und höchſtens noch die Beſucher der Muſeen, in denen die alten Könige mit ihren Schwiegermumien ausgeſtellt

sind. Selbst Geibel, unser geliebter Dichter, weiß nichts weiter von Egypten zu sagen, als daß einst ein lustiger Musikant am Nil marschierte und daß aus diesem gefährlichen Wasser ein großes Krokodil mit Juchheirassasassasa gekrochen sei, das zu tanzen begann. Man darf sich Egypten nicht so harmlos denken. Aus demselben Nil kann morgen das große Krokodil als brennende Frage herauskriechen, und dann wird es schwer für die lustigen Musikanten sein, die Noten zu finden, welche das Krokodil beruhigen, d. h. so wirken, daß der Casus mitsammt dem Belli — verzeihen sie das harte Wort! — entweichen.

England hat sich in Egypten festgesetzt. Selbstverständlich wollte Frankreich keinen Stehplatz haben und sich gleichfalls so fest wie möglich setzen. Faschoda schien ihm der geeignete Platz. Es liegt auf einer Insel im Weißen Nil, und seine Bewohner treiben wie andere Naturvölker außer allerlei Unsinn Ackerbau, Viehzucht, Jagd und Fischerei. Kaum aber hatte sich General Marchand hier mit seiner Mission niedergelassen, als England so eifersüchtig wurde, daß Othello im Vergleich mit ihm wie ein weißer Rabe unter den Ehemännern erschien. Der Engländer will immer allein an der Schüssel sitzen, und als Frankreich nun bemerkte, wie er mit den Hinterbeinen drohte und bereit war, lieber einen Mars anzufangen, dessen Ende nicht abzusehen sei, als einen Buhler neben sich zu dulden, da gab Frankreich nach und ließ Faschoda in einem Stich, der ihm mitten durchs Herz ging. Denn für Frankreich war dieser Rückzug wahrlich keine Kleinigkeit. So klein wie hier hatte es noch niemals beigegeben, so wie jetzt hatte es noch niemals

anstatt der Waffen die Flucht beim Schopf ergriffen und war einem Abenteuer aus dem Wege gegangen, den es ebenso entschlossen betreten hatte. Man hörte die Chauvinisten nicht „Nach London!“ schreien, und sie sahen sich auch nicht nach einem General um, der sie im Fall einer verlorenen Schlacht verraten haben sollte. Die Franzosen sahen sich unähnlich.

Das erfüllte die Engländer mit Löwenmut. Kaum merkten sie, daß die Franzosen entschlossen waren, die Scheide zu ergreifen, um den Degen einzustecken, so fingen sie derart an, sich zu bewaffnen, daß man bald nicht mehr die Zähne sah, bis an welche sie in Waffen starrten. Salisbury wußte nun, daß Frankreich nicht in den sauren Apfel des Krieges beißen würde, weil es, um mich recht verständlich auszudrücken, keinen Appetit hatte, und dieser Staatsmann spielte nun den Drauf- und Druntergeher. In den Arsenalen wurde keine Frühstückspause gemacht, die Kanonen kamen aus dem Gegossenwerden nicht heraus, jeder Urlaub wurde in der Mitte abgebrochen und bei Plymouth (sprich: Plymouth) und bei Gibraltar fanden Scheingefechte statt, Seeschlachten, welche so heißen, weil sie unter elektrischen Scheinwerfern unternommen werden. Und das alles, weil Frankreich und Rußland jetzt verlangen, England solle nun in Egypten nicht mehr das Protektorat ausüben. Was Protektorat ausüben heißt? In der englischen Zunge: Einbrechen, Wegnehmen, Einschmelzen, Vergraben. Ein Protektor ist ein Stibitzbube. Protektion bedeutet: Diebstahl, Unterschlagung, Flatterfahren, das Fleddern von Lebendigen, Vorspiegelung falscher Thatsachen. Wenn jemand irgendwo ein

Protektorat ausübt und dabei erwischt wird, so wird er verhaftet und mit Gefängnis oder Zuchthaus bestraft. Wenn aber England bei diesem Vergehen ertappt wird, so kommt es gewöhnlich mit einem strengen Notenwechsel davon und verwendet nach § Soundso des Völkerrechts den Raub zu seinem Nutzen. Wenn es also im Volksmund heißt:

„Fuchs, Du hast die Gans gestohlen,
Gieb sie wieder her,"

sagt Europa zu England:

„Fuchs, Du bist der Gans Protektor,
Nun teil' sie mit mir."

Jetzt aber will Europa etwas für die öffentliche Sicherheit des Eigentums thun und verlangt, daß England alles, was es widerrechtlich protegiert hat, wieder herausgebe. Aber es ist die Frage, ob es dazu nicht viel zu spät geworden ist. Denn ein englisches Sprichwort lautet: „Unrecht Gut gedeiht", und England frägt sich: „Woher nehmen und nicht protegieren?" und so wird wohl alles beim Alten bleiben, nämlich bei dem alten Protektor, dessen Wahlspruch lautet: „Ich verhöhne jeden, qui mal y pense."

Es ist nun die brennende Frage, ob Europa sich dabei beruhigen wird. Beruhigt es sich nicht, sondern verlangt es, daß England seine Beute ausliefert, dann sehe ich keine andere Farbe als schwarz. Ich sehe dann mit den besten Augen weder blau, noch rosa. Denn die Engländer dürften sich nicht entschließen, Egypten den Rücken zu kehren, wie etwa zu Pharaos Zeiten die Juden, denen es dort damals ja schlecht ging und

die daher froh waren, als ihnen Moses das rote Meer zeigte, welches der Zimmermann gelassen hatte. Anders die Engländer. In dem Gefühl, durch ihr keckes Protektorat die Beati possidentes zu sein, werden sie sich sträuben, und dann wird Europa nicht wissen, was es machen soll: ob gute Miene zum bösen Spiel, oder den Engländern Beine.

Die Bewohner von Faschoda stehen dieser Frage ebenso gleichgiltig gegenüber, wie etwa einer Pyramide. Es sind die sogenannten Schilluk, deren Dummheit völlig lückenlos ist, kurz, die mit der ganzen Unbildung des Jahrhunderts ausgestattet sind. Sie leben, das ist alles. Als ich neulich einen dieser Männer fragte, ob er schon etwas von dem Reichskanzler Fürsten von Hohenlohe-Schillingsfürst gehört habe, streckte er mir die offene Hand entgegen, augenscheinlich weil er verstanden, ob ich ihm mit einer Kleinigkeit dienen könne. Ich gab ihm etwas, worauf er mich nach Landessitte auf die Erde warf und mit meiner Stirn etwas unsanft den Erdboden berührte. Von unserem Erdteil wissen sie weiter nichts, als daß sie in einem anderen wohnen, was doch ein grelles Licht auf ihre geographische Unkenntnis wirft. Sie lieben die Engländer nicht, weil diese sich nicht von ihnen prügeln lassen, wenn sie es verdienen und dies sehr oft verdienen, denn die Engländer verlangen von diesen armen Leuten blinden Gehorsam, während ihr Gehorsam ein durchaus sehender ist. Sie sind Götzendiener, ihre Gottheit ist der Nil, welcher ihr Land mit Schlamm versorgt und also befruchtet. Worte, wie: „So wahr mir Nil helfe!“ oder: „Nil stehe mir bei!“ oder den Namen Nilseibeiuns

für den Teufel hört man täglich. Ich muß es ihnen aber zum Lobe nachsagen, daß sie keine Menschenfresser sind. Gleich nach meiner Ankunft habe ich mich danach erkundigt, weil in dem Fall, daß ich auf diese Weise mein Zeitliches segnete, meine Lebensversicherungspolize nicht ausbezahlt würde, man gab mir aber die Auskunft, daß die Schilluk Ochsen- und Fisch-, aber keine Menschenfresser seien, und daß ich mich nur vor den Krokodilen und Haifischen in Acht zu nehmen hätte, welche allerdings den Menschen als ein Leibgericht schätzten.

Ich nehme dem geehrten Leser diese Abschweifung von meinem Thema nicht übel, da er mit vollem Recht jetzt für alles, was Faschoda betrifft, ein reges Interesse haben muß. Denn dies neue in die Weltgeschichte geworfene Wort ist der ins Rollen gekommene Stein, von dem man nicht weiß, ob er liegen bleiben oder sich wieder erheben wird. Nach meiner Meinung tanzen wir auf einem Vulkan nach der Musik des aus dem Innern tönenden Grollens und jeden Augenblick kann der Boden sich aufthun, und der Deus des Krieges offenbart sich ex machina durch Feuer und Flammen. Frau von Suttner sehe ich im Geiste die Bücher ringen, welche sie gegen den Krieg geschrieben hat. Auch der Kaiser von Rußland, welcher eben den Riesenschritt zum Friedensmanifest gethan hat, wird sich vorkommen wie Sisyphos, der ebenso einen schweren Stein vergeblich einen Hügel hinanwälzte, um dann seinen Händen zu entweichen und wieder hinab zu rollen. Mal-à-proposer konnte ihm wohl nichts kommen, als die Faschodafrage, die auch von den anderen Großmächten nicht

anders als mit den Waffen in der Hand beantwortet werden dürfte.

Es wäre indeß falsch, heute schon die Hoffnung sinken zu lassen. England wird sich im entscheidenden Moment sagen, daß sein Hals denn doch nicht so groß ist, um sich ganz Europa auf ihn zu laden. Die Engländer sind ja praktische Leute. Sie werden sich fragen: Was kann schließlich dabei herauskommen? und sich antworten: Ich aus Egypten, also geht es lieber gleich heraus und spart das Geld für den Krieg. Der Profit gilt doch noch etwas in ihrem Vaterland.

Möge ich einmal wieder nicht auf falscher Fährte sein!

Emile Loubet.

Herrn Wippchen in Bernau.

Bis zu völliger Ermüdung lassen Sie uns Sie bitten, doch nun genug sein zu lassen der grausamen Pause und uns wieder einen Bericht zur Verfügung zu stellen. Die Erfüllung unserer Bitte besteht dann lediglich in einem ausführlichen Schreiben von Ihnen, in welchem Sie weitläufig auseinandersetzen, daß in der Welt nichts passiere, was eine Berichterstattung nötig mache, und dessen Schluß dann das unvermeidliche Ersuchen bildet, Ihnen einen Vorschuß zu senden. Wir haben Ihren Wunsch stets gern erfüllt. Wenn dies aber auch in Zukunft geschehen soll, so erinnern Sie sich gefälligst Ihrer Mitarbeiterpflicht und glauben

nicht länger, wie dies augenscheinlich der Fall ist, daß eine Redaktion im stande wäre, ihr Feuilleton mit dem Abdruck von Posteinzahlungsquittungen zu füllen. Das kann sie so wenig, wie sie es mit den höchst groben oder malitiösen Briefen kann, die ihr aus ihrem Leserkreis zugehen, welcher nun einmal an ein regelmäßiges Erscheinen Ihrer Berichte gewöhnt ist.

Stellen Sie also nicht länger unsere Geduld auf die Probe und schicken Sie uns ein interessantes Manuskript.

Ergebenst

Die Redaktion.

* * *

Bernau, den 22. Februar 1899.

Wenn ich Sie wie Mephistopheles den Faust im ersten seiner zwei Teile frage: „Greifen Sie nach dem Donner?“, so kann ich, indem ich selbstverständlich ein beleidigendes Wort streiche, nur fortfahren: „Wohl, daß er Euch Sterblichen nicht gegeben ward.“ Ich fürchte den Donner nicht, und sei er noch so laut, denn mein Gewissen ist lauter wie Gold, auf das ich am Schluß meines Briefes noch zurückkomme, aber ich weiß

doch, daß Sie mir Unrecht thun. Sie denken sich meinen Schoß nicht anders, als sei er bis zum Rand mit meinen hineingelegten Händen gefüllt, da machen Sie sich aber ein falsches Bild von ihm. Wenn ich einem guten Maler mit meinem Schoß sitzen könnte, so würden Sie im Gegenteil bemerken, daß ich mit meinen Händen wochenlang vergeblich nach Stoffen taste. Ich sage Ihnen dies, um der Gefahr, noch einmal von Ihnen als Schlaraffe bezeichnet zu werden, — verzeihen Sie das harte Wort! — auszuweichen. O nein, ich habe meinen Faulpelz niemals strapaziert, so gerne ich dann und wann meinen Federhalter wieder aus der Hand lege, ohne ihn eingetaucht zu haben. Wenn aber über allen Gipfeln Ruh ist und Sie in allen Wipfeln kaum einen Hauch spüren, woher soll ich dann einen Stoff nehmen? Es ist leicht gesagt: Setze Dich in Deine sechs Buchstaben (mein Sessel hat nicht mehr als sechs) und schreibe einen Bericht! Dazu ist doch etwas mehr nötig als Papier, dazu gehört doch auch eine Schlacht, oder irgend ein anderes Ereignis, welches nach der Beschreibung schreit, wie ein Kind nach der Mutterflasche. Wenn sich aber irgendwo etwas begiebt, was an Klios Tafel genossen zu werden verdient, dann bin ich sofort bereit, mich mit ihm zu beschäftigen. So in diesem Augenblick, wo Frankreich Knall und Fall, d. h. zum Glück bis jetzt ohne Knall, einen siebenten Präsidenten bekommen hat. Nach einigem Nachdenken mußten Sie zu meiner Nase das Vertrauen haben, daß ich mir Loubet nicht aus derselben gehen lassen werde. Dann hätten Sie mir einen Ihrer Briefe erspart. Aber auch ich habe mir leider nichts erspart, und so

komme ich denn meinem oben ausgesprochenen Versprechen gemäß auf das Gold zurück. Dies ist ja nur Chimäre, auch wenn Robert, der sattsam komponierte Teufel, es nicht gesungen hätte, und so bitte ich Sie denn um einen Vorschuß von 40 Mark. Glauben Sie aber, daß er nicht langen wird, so lesen Sie: 50. Ich hasse das Kleinliche.

* * *

Paris, den 21. Februar 1899.

W. Die Franzosen gleichen ihrem Theaterpublikum darin, daß sie immer etwas Neues haben wollen. Die Varietas ist das Einzige, was ihnen noch eine Delectat bereitet. Sie sind ein Volk von Schmetterlingen, welche immer nach einer neuen Puppe verlangen, obschon sie sie eben erst verlassen haben. Wenn Perdrix nicht Rebhuhn, sondern Neues hieße, so wäre Toujours perdrix ihr einziges Gebet. Die Franzosen werden nicht eher zur Ruhe kommen, bis nichts mehr passiert.

Auf die Kunde von der Wahl eines neuen Präsidenten der Republik eilte ich mit dem Schlafwagen nach Paris und stieg hier im Hôtel à quatre épingles ab, in welchem sich zwei Lifts befinden, und wo ich deshalb parterre wohne, weil ich den Lifts nicht traue. Als ich das Hotel betrat, fragte mich der Wirt, was ich sei. „Müde," antwortete ich, weil mir die Wahrheit über alles geht. „Das will ich nicht wissen," rief der Wirt, „sondern nur, ob Sie Dreyfusard oder etwas Anderes sind. Im ersteren Fall müßten Sie sich ein anderes Unterkommen suchen." Natürlich sagte ich ihm, ich sei etwas

Anderes, worauf er mir hocherfreut sein teuerstes Zimmer gab. Man muß es den Parisern lassen, daß sie hochbegabt sind.

Eine halbe Stunde später befand ich mich schon auf den Boulevards. Herr Loubet hatte eben den Präsidentenstuhl bestiegen und sich die Spitze des Volks aufs Haupt gesetzt. Volkshaufen zogen vorüber, welche „Nieder mit Loubet! Es lebe Loubet!“ schrieen. Ich geriet in die Massen hinein und bekam Küsse und Püffe, weil ich in ihre Rufe mit einstimmte. Das Volk weiß eben nicht, was es will.

Von Loubet weiß man, daß er Präsident des Senats war und hinten ein stummes t hat. Das Gerücht, daß seine zweite Silbe ein Bett sei, ist falsch. Sonst weiß man wenig von ihm. Er ist verheiratet und paßt deshalb vortrefflich zum Präsidenten, da er sich als Gatte wohl das Herrschen längst abgewöhnt haben wird. Am Sylvester 1838 ist er in Marsanne im Departement Drôme geboren, wird also Ende 1938 ein hundertjähriger Mann sein. Er studierte die Rechte und wird sie ohne Zweifel jetzt jedem reichen, der ihn unterstützt, die Republik zu befestigen. Denn die Republik hat viele Gegner, und die Zahl derer mehrt sich stündlich, welche nichts sehnlicher wünschen als ein Bein, das sie ihr stellen können. Heute sagte ich zu einem Deputierten, mit dem ich über diese Gefahren sprach, es sei doch charakteristisch, daß wenig fehlte, und ein Hermelin wäre an die Reihe gekommen, da doch Méline 279 Stimmen erhalten habe. Ich hatte leider Hermelin mit Monsieur Méline übersetzt, und er verstand mich nicht, indem er aus einem Halse lachte, der nicht voller zu denken ist. Es sind eben ungemein

höfliche Leute, diese Pariser. Dieser Tage sah ich, wie ein Parteigänger Coppées einem Freunde Loubets einen Schlag auf den Schädel gab und Pardon! dazu sagte. Das ist doch ein Beweis von angeborener Höflichkeit. Überall hört man Reden halten, durch welche die Republikaner aufgefordert werden, einig zu sein, und erst nach allgemeinem Beifall geht die Prügelei los.

Loubet ist nicht zu beneiden. Viele Blätter fürchten, er werde Dreyfus, da er unschuldig ist, von der Teufelsinsel fortweisen, und nennen den neuen Präsidenten deshalb einen Lügner, Panamisten, Schurken und Verräter, was doch gewiß nicht angenehm ist. Es wird noch soweit kommen, daß man Dreyfus, um ihn besonders strenge zu bestrafen, zum Präsidenten der Republik macht. Mir scheint dies auch die beste Lösung. Ist Dreyfus unschuldig verurteilt, so ist ihm diese Standeserhöhung wohl zu gönnen; ist er schuldig verurteilt, so hat er den Posten als Strafverschärfung verdient, denn die Teufelsinsel könnte unter Umständen angenehmer sein als das Elisée.

Was wird kommen? Das ist die allgemeine Frage. Und jeder schüttelt den Kopf, wenn er ihn noch nicht verloren hat. Niemand kann sagen, was für ein Schuß in der nächsten Minute aus der Pandorabüchse fällt, welcher Gott aus der Maschine wie Ziethen aus dem Busch hervorspringt. An den Grenzen liegt auf jeder vorhandenen Lauer ein Prätendent, jeden Augenblick bereit, der ihnen angebotenen Königs- oder Kaiserkrone ein Plätzchen auf ihrem Haupte einzuräumen. Ich erfahre aus sicherer Quelle, die ich, trotzdem ich Indiskretion

zugesagt habe, nicht nennen will, daß alle diese Thronkandidaten, wie ich sie betiteln möchte, täglich mehrere Stunden das Herrschen einüben, einen eigens zu diesem Zwecke gezimmerten Thron mit einem Alpenstock ausgerüstet besteigen und legitime Fürsten im Geruhen kopieren, so daß sie es schon auswendig können. Ich würde es nicht für ein Glück halten, wenn ein solcher Dilettant wirklich auf den Thron gelangte, denn ich fürchte, daß er sich doch nur durch einen Krieg halten könnte, bis er sich auf der Flucht die Sporen verdiente.

Leicht wird es allerdings keinem dieser Prätendenten werden, den Herrn Loubet zu beseitigen. Aus der Botschaft, die heute in der Deputiertenkammer und im Senat verlesen wurde, geht deutlich hervor, daß mit Herrn Loubet nicht zu spaßen, aber noch weniger zu ernsten sein wird. Er scheint entschlossen, seinen Gegnern zu zeigen, was seine Zähne sind, und ihnen nötigenfalls mit Waffengewalt den Daumen auf das Auge drücken. Allerdings fragt es sich, ob er für solchen Fall auf den Generalstab wird rechnen können wie auf einer sicheren Schiefertafel. Die französischen Generale haben schon lange die bürgerliche Regierung im Magen, und der Magen ist ein Körperteil, mit dem man bekanntlich nicht vorsichtig genug sein kann.

Samoa.

Herrn Wippchen in Bernau.

Wir bitten Sie, Ihre Berichte von der Friedenskonferenz zu unterbrechen, die ja doch wenigstens erst eröffnet werden muß, um das Publikum zu interessieren. Es könnte ja sein, daß sie garnicht zustande kommt. Jedenfalls liegen doch augenblicklich etliche brennende Fragen vor, welche die Leser bedeutend lebhafter beschäftigen, als die künftige Versammlung im Haag, die erst zusammengesetzt wird. So will man von Ihnen etwas über Samoa hören, welche Insel in diesem Augenblick alle Blicke auf sich zieht. Es wäre uns also sehr angenehm, wenn Sie uns einen Bericht sendeten, der die Leser

über die dortige Lage unterrichtet, was Ihnen ja bekanntlich nicht schwer wird.

Ergebenst

Die Redaktion.

* * *

Bernau, den 24. April 1899.

Wohl selten habe ich mich schwerer von einem Gegenstand losgerissen als von der Friedenskonferenz, in die ich verliebt bin wie ein Jüngling auf dem Wege in das Standesamt in die künftige Großmutter seiner Enkel. Der ewige Frieden würde mir in dem Augenblick, wo er einträte, den Brodkorb so hoch hängen wie irgend einen zum Tode verurteilten Raubmörder, das weiß ich sehr wohl, ich weiß aber auch, daß der kreißende Parturiunt eine Mus gebären wird, welche für die Katze ist. Von den Zähnen, bis zu welchen die Großmächte nach wie vor in Waffen starren werden, wird auch nicht ein einziger ins Wackeln geraten, und so dürfte meine Kunst niemals vergeblich nach belegtem Brot gehen. Daher liegt mir die Friedenskonferenz so am Herzen. Samoa ist ja ein Beweis dafür, daß die Friedenskonferenz ausschließlich von Sisyphusen beschickt werden wird, denen es nicht gelingen wird, das auf den Berg hinaufgewälzte Friedenswerk oben so festzulegen, daß es nicht wieder hinabrollen kann. Denn keine der Mächte denkt dort daran, daß der Haag, wo dem Frieden eben der erste Spatenstich versetzt werden soll, vor der Thür ist. Namentlich sind es

Amerika und England, welche den Erisapfel anzufachen und Öl in die Frage zu gießen suchen, die sie zu einer brennenden gemacht haben. Und dies, wie gesagt, in einem Augenblick, wo in New-York und London die Männer gewählt werden sollen, welche im Haag den Zäunen, von denen ein Völkerzwist gebrochen werden könnte, entgegenzutreten bestimmt sind.

Ich hoffe indes, daß es mir gelingen wird, Samoa in einem einzigen Bericht aus der Welt zu schaffen. Denn der Frühling ist im Anzug und zwar in einem grünen, der ihn köstlich kleidet, während der Himmel in seinem blauen Staat auf ihn herniederlächelt, als wollte er sagen: Nein, siehst Du aber reizend aus! Da sitzt es sich schlecht im Arbeitszimmer, und da schreibt sich's noch schlechter über die Völker, welche jeden Augenblick bereit sind, einander die brennenden Friedenspfeifen mit der Kriegsdrommete Bellonas auszublasen. Mich treibt's hinaus ins Freie, wo ich mir mit leichter Mühe die rauhen Berge denke, in die sich der alte Winter in seiner Schwäche zurückzog und die Sonne kein Weißes duldet. Dazu paßt am allerwenigsten das weiße Papier, welches ich mit meinen Berichten fülle, wenn ich sage: Hier bin ich — verzeihen Sie das harte Wort! — Mensch, hier darf ich's sein. Man könnte diesen letzteren Satz für ein Citat aus dem „Faust" halten, aber dem ist doch nicht so, denn Goethe schreibt seyn, während ich sein schreibe, und das ist keinenfalls dasselbe.

Wenn ich aber sagte, daß es mich hinaustreibt ins Freie, so ist dies leider nicht wörtlich zu nehmen. Das Freie heißt hier nicht das Kostenlose, das Unentgeltliche, das Gratise, der

Eintritt in das Frühjahr ist nicht umsonst. Und darum thun Sie wohl keine Fehlbitte, wenn Sie mich ersuchen, Ihnen zu sagen, um wieviel es sich handelt. Nun, ich nehme an, daß Ihnen ein Vorschuß von 40 Mark nicht zu wenig ist. Sollte dies aber gegen Erwarten der Fall sein, so sagen Sie: 50 Mark, und ich bin Ihnen auf halbem Wege entgegengekommen.

* * *

Apia, den 20. April 1899.

W. Ein höchst unangenehmer Aufenthalt! Wenn Sie mich mit bezahlter Rückantwort fragten, wer jetzt König von Samoa sei, so könnte ich Ihnen nur antworten: Mataafa und Tanu, der sechzehnjährige Sohn des hochseligen Malietoa. Zwei Könige sind für diese kleine Insel etwas reichlich. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß kein Land das Geruhen zweier Könige aushalten kann. Der Eine herrscht hitt, der Andere hott. Kein Mensch weiß, welcher König Koch, welcher König Kellner ist. Das ist offene Anarchie. Abgesehen davon, daß niemand zween Herren dienen kann, hier also entweder Mataafa oder Tanu, so ist es doch natürlich, daß Mataafa sagt: Dient nicht dem Tanu, er ist ein Bauernfänger, und Tanu erklärt: Dient nicht dem Mataafa, er ist ein Leinwandnepper. So regiert nun ein König gegen den anderen an, einer giebt immer, um die Konkurrenz tot zu machen, eine Freiheit billiger als der andere; ernennt ein König einen Samoaner zum Kommerzienrat, so erhebt ihn der andere in den erblichen Geheimratsstand, und setzt ein König eine Steuer herab, so streicht sie der andere König gänzlich, um sich um

noch einen Grad beliebter zu machen. Dabei muß ja ein Land an den Rand des Bettelstabs gebracht werden!

Mataafa herrschte schon ganz nett, als das amerikanische Flaggschiff „Philadelphia", geführt von Admiral Kautz, ankam und befahl, Tanu, ein junger Mensch, der überhaupt noch nicht Wir sagen kann, sollte auf den Thron. „Das ist ungesetzlich!", sagten die Deutschen. „Desto besser!" meinten die Amerikaner, und die Engländer waren von diesem Gewaltakt ganz entzückt. Sollten nun die Deutschen den beiden Seemächten eines auf die Philadelphia und eins auf den Porpoise geben? Sie hatten es verdient. Aber wir würden dann einen Krieg gehabt haben. Einen Krieg um Samoa! Aber Samoa ist wirklich keinen Schuß Pulver wert, das wir zum Viktoriaschießen brauchen würden, wenn wir einen Sieg über Amerika und England davontragen. Da hätte tant de bruit doch mehr als die Omelette gekostet, und wir haben daher dem Korvetten-Kapitän Schönfelder und dem Generalkonsul Rose zu danken, daß sie auf dem Ozean keinen Schritt thaten, dessen Ende nicht abzusehen gewesen wäre.

Mit Hilfe eines sehr guten Fernoperngucders sah ich vom Ufer aus, wie die Amerikaner und Engländer förmlich auf der Lauer nach einem solchen Schritt lagen. Aber unser „Falke" ließ auch nicht den Schatten eines Schusses laut werden. „Da müßte ich ja," soll der Kapitän Schönfelder gesagt haben, „statt des „Falken" einen Vogel haben!" Wohl kochte es in ihm, aber das verhinderte doch gleichzeitig, daß irgend eine Roheit in ihm aufkam, wie in den Kommandanten der „Phila-

delphia“ und des „Porpoise“, die uns Herr F. Marquart schildert, der widerrechtlich verhaftet worden war und wieder in sogenannte Freiheit gesetzt wurde. Der „Falke“ benahm sich zum Glück nicht wie ein Raubvogel, sondern wie eine Taube, die zugleich derart eine Taube war, daß sie das Hetzen nicht hörte, und dieser Mäßigung verdanken wir es, daß wir den amerikanischen und englischen Kapitänen nicht Gelegenheit gaben, den Gelbschnabel ihrer Schiffe zu wetzen. Wer weiß, wie mancher brave Seemann heute schon ins Gras gebissen hätte, wenn der Kapitän des „Falke“ den Kommandostab ergriffen und dazwischen gehauen haben würde!

Uns aber soll es eine Lehre sein. Wir müssen auch, wenn wir in den Meeresspiegel schauen, eine Macht erblicken, wie wir sie auf dem festen Lande bilden. Wir brauchen Schiffe wie das liebe Brot, wir brauchen auf dem Ozean eine Wacht am Meer, wie wir eine Wacht am Rhein haben. Nur eine Seemacht ist eine Macht, die sich sehen lassen kann, daher der Name. Wenn wir Schiffe bauen und das Geld nicht sparen, so ersparen wir uns dafür zugleich jede Demütigung. Ich bin gewiß kein Jago, aber indem ich noch einen Blick auf Samoa werfe, rufe ich dennoch dem deutschen Reichstag zu: Put money in the purse, oder besser: Einen großen Topf Geld in den Beutel der deutschen Marine!

Eine neue Insel.

Nein, lieber Leſer, Du ahnſt es nicht,
Wie's ſchön iſt, kühl zu ſitzen
Am Nordpol, geſchützt vor dem Sonnenlicht,
Anſtatt in der Stadt zu ſchwitzen.

Ich ſeh' den Potsdamer Platz im Geiſt —
O, welch ein Stoßen und Drängen!
Und gegen die Hitze iſt's unnütz meiſt,
Mit Bier oder Waſſer zu ſprengen.

Und ſitzt man bei Dreſſel noch ſo kühl
Und in den Wilhelmshallen,
Am Nordpol iſt doch nicht ſolch Gewühl,
Da würd' es Dir beſſer gefallen.

Hier wird man von Stürmen angehaucht,
Die immer kühlend ſind thätig,
Und Eis giebt's hier, ſoviel man braucht,
Und mehr noch, als man hat nötig.

Doch mußt Du nicht glauben, wir thäten nischt,
Im Gegenteil, Freund, wir fischen
z. B. an Stellen, wo nie ward gefischt,
Ein leckeres Mahl zu erwischen.

Und haben gefischt wir in eiskalter See,
So entdecken wir einige Ufer
Und rufen daselbst nach Herrn Andrée
Doch antwortet nicht auf den Ruf er.

So fischen, entdecken und rufen wir
Nach Andrée so oft wie möglich,
Und schießen das Renn- und manch anderes Tier,
Und Inseln benamsen wir täglich.

So trafen wir eines schönen Tags
Eine Insel, die niemand kannte,
Worauf ich das arme Eiland straks
Die **Wippchen-Insel** benannte.

Zur Wippchen-Insel so recht gemacht,
Ich hätt' ihr nicht anzustecken
Den Namen gebraucht, nie hätt' ich gedacht,
Daß ich sie je würde entdecken.

Denn als wir am anderen Morgen früh
Mit unserm Besuch sie beehren,
Da fanden wir dorten — verzeihen Sie
Das harte Wort! — Enten und Bären.

Der Ball der Berliner Presse.

Bernau, den 29. Januar 1899.

W. Wie in jedem Jahr, nachdem es eben in den Zahn der Zeit verschwunden ist und dem neuen das gemacht hat, was bei der herrschenden Bauwut immer teurer wird: Platz, habe ich auch in diesem Jahr des laufenden anni currentis und zwar am gestrigen Abend meinem Schreibtisch den Rücken, den ich so oft vor ihm gebeugt, gekehrt und mich, während Andere sich in Wichs warfen, in den Lack meiner Tanzschuhe geworfen, um einmal wieder den Tanzbecher bis zur Neige zu leeren. Namentlich dem Kriegsberichterstatter, der das ganze Jahr hindurch in sein Arbeitszimmer gebannt ist, seiner Redaktion eine Schlacht nach der andern liefert und froh ist, wenn er einmal acht Tage lang kein Feld der Ehre mit Leichen zu bedecken hat, ist eine solche Erholung wohl zu gönnen. Man darf es mir glauben, wenn ich es auch sage: Uns Kriegsberichterstattern wächst das Drommetchen Bellona zum Halse heraus, und ich namentlich bin dem Kaiser des Zarenreichs dankbar dafür, daß

er den ersten Schritt gethan hat, um den europäischen Großmächten den Frieden bis aufs Messer zu erklären. Es ist die höchste Zeit. Andere Journalisten, denen der Beruf, dieser andere vierte Heinrich, täglich eine Ente in den Gummitopf liefert und die nur die Scheere einzutauchen brauchen, um sie dem Druck zu reisen, sind im Vergleich mit uns zu beneiden. Wohl fällt auch für sie dann und wann der Schuß eines Selbstmörders, einer Explosion, oder eines Duellanten, und da gilt es allerdings dem Lauffeuer, als welches das Gerücht die Stadt durcheilt, überallhin zu folgen und einen Verwundeten, oder gar einen Toten festzustellen. Aber der Kriegsberichterstatter hat es doch selbst in russischen Kriegen mit mehr als einem Toten zu thun, und der Sturm auf eine Festung ist doch wahrlich nicht mit der Scheere zu unternehmen. Ich war also froh, als ich gestern Abend, fern vom Getümmel einer Schlacht, im Vorsaal der Philharmonie meinen Winterpaletot gegen eine Garderobennummer vertauscht, meine Eintrittskarte vorgezeigt und den von tausend Birnen strahlenden Ballsaal betreten hatte.

Als ich das erste Paar erblickte, glaubte ich im Paradiese zu sein. „Adam und a Dämchen!“ rief ich unwillkürlich. Oder hinkt dieser arme Vergleich? Das sollte mir leid thun! Denn es fällt mir ein: Das Paradies hatte ja nur ein einziges Paar aufzuweisen, und aus einem einzigen Paar, einer Schlange und etwas Obst ist noch lange kein Ball herzustellen. Besonders aber gefiel es mir, daß ich so viele Damen sah, von denen nicht eine einzige radelte. Schon aus diesem Grunde war ich vor Entzücken so außer mir, daß ich nicht außerer mir sein konnte.

Der Ball hatte schon begonnen. So weit mein Auge reichte, kein weibliches Tanzbein, das nicht geschwungen wurde. Umsonst auch sah ich mich nach einem Sitzredakteur um. Kein Redakteur saß, jeder tanzte. „Achtung! Dampfwalzer!“ rief ich, als ich mich gleichfalls einem Strauß hingab, der eben vom Orchester herab in den Saal geschleudert wurde. Obschon mir das Schicksal keine Terpsichore in die Wiege gelegt hat, tanze ich doch gern. Freilich gab es eine Zeit, wo keine Polka sicher war, von mir getanzt zu werden, und oft tanzte ich bis in die rosenfarbenen Finger der Eos hinein. Aber auch heute noch bin ich gern die rechte Hand einer schlanken Frauentaille und greife nach den Klängen eines munteren Galopps mit Vergnügen einer Schönen unter die Arme, wenn Not an Mann ist, und dann lasse ich mir keine grauen Haare darüber wachsen, daß ich solche schon habe.

An das Paradies erinnerte mich auch wieder eine Gruppe von zwei Männern: Kainz und Zabel, nur mit dem Unterschied, daß der Erstere den Letztgenannten nicht erschlug, obschon dieser ein Kritiker ist. Auf diese unblutige Scene machte mich Wildenbruch besonders dringend aufmerksam. „Es ist überhaupt ein Beweis für das Wachstum der Civilisation trotz der realistischen Litteratur“, fügte er hinzu, „daß verhältnismäßig so wenige Kritiker erschlagen werden, obschon (Wildenbruch machte Front) Goethe ausdrücklich sagt: „Schlagt ihn tot, den Hund! Es ist ein Recensent.“ Man sollte den Altmeister mehr achten! Ich lese die Lokalnachrichten aufmerksam, niemals finde ich, daß ein Unbekannter getötet aufgefunden wurde, während

doch die Recensenten meist unbekannte Leute sind. Mir unbegreiflich! Die Mörder würden doch freigesprochen werden, denn sie schlugen doch dem Kritiker das letzte Stündlein in der Notwehr, indem er nach jeder Novität keines Realisten den Dichter stückweise totschreibt."

„Machen Sie es wie ich, Herr Kollege," rief da der vorübertanzende Max Halbe, „ich schreibe jetzt wieder ein durchgefallendes Drama, um von den Kritikern auf denselben Schild gehoben zu werden, in welchem sie immer etwas gegen Sie führen."

Nun begrüßte ich noch andere Größen der Litteratur, von denen einige noch größer waren. Als ich Spielhagen so flott tanzen sah, als habe er sich eben hingesetzt, um die ersten Kapitel der „Problematischen Naturen" zu schreiben, sagte ich zu ihm: „Mein lieber Meister, man merkt es Ihnen nicht an, daß sie in zwanzig Jahren ins einundneunzigste gehen werden." Seufzend erwiderte er: „Ach, schmeicheln Sie mir nicht. Dies Schreiben gesammelter Werke setzt sich nicht in die Kleider. Trotzdem wendet sich Staackmann fortwährend mit der Bitte an mich, meinen Ärmel nicht an den Nagel zu hängen, sondern einen neuen Roman aus ihm zu schütteln." Aber da hatte der Romancier auch schon diesen Ärmel um eine Taille gelegt und schoß mit seiner Tänzerin wie nach der Scheibe durch den Saal.

Sudermann sah ihm nachdenklich nach. Er kann eben nicht anders. Immer denkt er über einen neuen Stoff nach, wie eine Modedame. Ich wünschte ihm einen guten Abend.

„Sie wünschen mir zu wenig", sagte er mit einem Ausdruck, als finge Sodoms Ende an. „Der Dramatiker braucht hundert gute Abende, weil er sonst einen — verzeihen Sie das harte Wort! — Durchfall erlebt, oder sagen wir: einen durch einen D'estime abgeschwächten Succès, sodaß schon am zweiten Abend nur Mäuse im Theater sind, weil keine Katze hineingeht." Aber da umringten den glücklichen Dichter schon so viele Damen, welche Autographenfächer besaßen, daß nichts mehr von ihm zu sehen war.

Gerhart Hauptmann sah sehr interviewt aus. Seit er auf seinem Pegasus die höchste Stufe des Lorbeers erklommen hat, wünscht er oft selbst seine versunkene Glocke zu sein, denn er wird täglich durchforscht. „Neulich", so erzählte er mir, „machte mir einer der gefürchtetsten Interviewer eine seiner Visitemattenten und verlangte von mir, ich solle ihm, da er ein Manuskript von mir haben möchte, eine Scene machen. Ich machte ihm also eine Scene, indem ich ihn hinauswarf, zu spät einsehend, daß er mich wohl mißverstanden hatte."

Kadelburg tanzte mit Blumenthal. Sie haben eben immer zusammen zu arbeiten und sind daher unzertrennlich. Als sie einmal in einem Walzer an mir vorübersausten, hörte ich Blumenthal sagen: „Wie wäre es, wenn hier die Braut des Fahnenjunkers das große Loos in der Metzer Lotterie gewinnt und der Waisenknabe, der das Loos gezogen hat, sich als der Sohn der Braut entpuppt?" Kadelburg antwortete in seinem energisch-liebenswürdigen Ton: „Abgelehnt. Wenn wir ein anständiges junges Mädchen, das einen Sohn hat, auf die

Bühne bringen, so ist Brahm böse, wenn wir das Stück nicht ihm, sondern dem Hoftheater geben, und ich möchte den netten Mann nicht erzürnen.“ Und Beide walzten weiterarbeitend vorüber.

Da sehe ich Ludwig Fulda durch den Saal schlendern, und ich folgte ihm auf den prachtvollen Versen. Fulda kann man sich nur pegasusberitten vorstellen, und ich war daher sehr erfreut, ihn als Fußgänger zu treffen. Er sprach trotzdem heute, wie immer auf Bällen, in vierfüßigen Jamben, und da ich nicht bei gebundener Zunge war, so wagte ich nicht, ihn anzureden, nur neidisch beobachtend, wie er nach links, rechts und geradeaus Strophen ausstreute, gleichsam um damit zu reimen. Ich höre, daß Fulda nicht gern in Prosa spricht, weil dies ihn zu sehr anstrenge.

Mit großem Vergnügen konnte ich mich hierauf einmal wieder an Adolf L'Arronges Herz drücken. Wenn er die Tantièmen, die er täglich einnimmt, bei sich trägt, so sieht er ja etwas korpulent aus, aber seine Figur ist doch von großer Gesundheit verklärt, denn er kümmert sich wenig um das, was die Blätter nicht über ihn schreiben, und das Andere liest er nicht. Er ist einer der wenigen Dramatiker, die nicht genommen, sondern gegeben sein wollen, und das wird er bekanntlich, und als ich ihn mit den Worten: „Sie kommen mir wie gerufen!“ anredete, sagte er: „Nun, ich komme immer wie gerufen.“

Seine Antipoden sind Hartleben und Tovote, die, als ich ihnen die Hände wie ein Frost schüttelte, ungemein unzufrieden mit Allem waren. Die Damen waren ihnen nicht

realistisch genug gekleidet. „Roben sind Lügen," riefen sie mit Verachtung, „nur eine Dame mit nacktem Schwanenhals ist keine Ente." Sie möchten, wie sie mir sagten, ein Modenblatt gründen, aus welchem die Leserinnen ersehen könnten, wie sie sich festlich zu entkleiden hätten, wenn sie einen Ball besuchen, und gingen Hertzog, Gerson und Israel darüber zu Grunde.

Da grüßte mich sehr herablassend Adolf Menzel, der neue Ritter des Schwarzen Adlerordens. Es kam mir vor, als trüge er das berühmte Flötenkonzert im Knopfloch. Nicht weniger froh war ich, als ich den Schöpfer des Nationaldenkmals, Begas, entdeckte. Genau wie dieses imposante Werk stand er aber nicht frei genug da, so daß man ihn nicht gut sehen konnte, worüber sich viele Kunstfreunde sehr beklagten.

Hopfen hätte ich gern die Hand gedrückt, aber er reichte sie gerade einer jungen Schönen und zog zugleich einen Kuß vom Leder, das deren Hand bedeckte. Der arme geplagte Mann! Er hat einen Roman unter der Feder und muß nun Frauencharaktere studieren, statt sich mit den Damen zu seinem Vergnügen unterhalten zu können. „Ohne harte Arbeit und schwere Opfer," rief er halb verzweifelt, „ist selbst ein Kunstwerk nicht zu schaffen," und da war er auch schon mitten im Schuhplattler.

Ich hatte nicht Zeit, „des Nordens Bedauerbarkeit" zu äußern, denn Lubliner trat an mich heran. „Sie haben ein neues Stück geschrieben," verriet ich ihm. „Wie heißt es?" Er sagte: „Der Kritiker." Ich: „Nun, ich dachte: Das fünfte Rad." Er: „Allerdings, aber ist denn das nicht dasselbe?" Und dann bat er die kleine Poppe um eine Extratour.

Auch Philippi tanzte, als habe ihn eine Tarantel „nur auf die Schulter geküßt.“ „Ich tanze nicht gut, ich bin nicht im entfernteſten mit Fanny Elßler zu vergleichen,“ flüſterte er mir in einer Pauſe zu, „aber eben deshalb tanze ich nur mit Töchtern von Theaterrecenſenten, da man ihren Vätern ja doch nicht beikommen kann. Auch dieſe Rache iſt ſo ſüß, daß ich ſie Schlagſahnenrache nennen möchte.“ Und nach fünf Minuten ſtürzte er mit einer Tochter zu Boden, deren Vater wahrlich keine Roſen auf ſeinen „Dornenweg“ geſtreut hatte, und als er ſich mit ſeiner Tänzerin erhob, ſagte er zu ihr: „Es iſt doch ein ſchöner Abend!“

Da traf ich auch einen dramatiſchen Autor, den ich nicht nennen kann, weil er noch keinen Namen hat. Er klagte mir aus dieſem Grunde, daß er wieder ein Stück eingereicht habe, aber niemand davon ſpreche. Ich war ſehr überraſcht und rief: „Wie? Ein Stück von Ihnen nicht bekannt? Aber Ihre Stücke werden ja regelmäßig öffentlich ausgetrommelt!“

Welch' eine Fülle von Pegaſusſchulreitern, Hippokrenchentrinkern, Dienern von Muſen und Propheten, Lyraſchlägern, Weiſen und Autoren, goldenen Saitenſpielern, Liebesliederlichen, Epikern und -gonen, Recenſenten und -portern, alltäglichen Leitartiklern, Roman- und Novellenbadenden und anderen, die den Leſern über oder unter dem Strich ihre Lorbeeren aufbinden. Wer nennt die Namen! Ich! Und ſo nenne ich noch Zobeltitz, Wichert, Hirſchfeld, Frenzel, Julius Wolff, Rodenberg, Trojan, Dinklage, Stinde und alle die Etzeterer, weil mir der Raum fehlt, ſie hier anzuführen. Ja, die ſich

für angeführt halten, weil sie sicher hofften, es zu werden. Sie alle gönnten sich keinen Moment einen Augenblick der Ruhe, sondern flogen, Allesniederschmetterlingen gleich, von Polka zu Walzer und fragten nicht, was die Uhr sei, die keinem Glücklichen schlägt.

Von den Vertretern der hohen Politik und des Staatsbeamtentums will ich nur sagen, daß kein Hervorragender zu Hause geblieben war. Auch alle Geheimräte waren erschienen, doch so geheim, daß man sie nicht sah. Ich bemerkte den alten Neukanzler, die Minister, die Flottenkapitäne und andere Botschafter. Nur der Lippische Gesandte fehlte. Dies war der einzige Wermuttropfen auf den heißen Stein des unvergleichlichen Festes.

Erst als Helios dämmerte, entschloß ich mich, meine Garderobe zu ergreifen und die Philharmonie, dies Prachtwerk Sacerdotis, zu verlassen. Als mich dann ein Taxameter zu den Laren des Bahnhofs entführte, wünschte ich: O möchte die Presse jährlich doch 364 Bälle und nur einen Arbeitstag haben: ein Ziel, aufs innigste in Erwägung zu ziehen!

Die Friedenskonferenz.

I.

Haag, den 6. April 1899.

W. Wer in diesen Tagen einen auch nur halbwegs eingefleischten Pessimisten gesehen hat, wird sich nicht der Überzeugung verschlossen haben, daß dieser Mann beschämt dastand. Man konnte sich kaum einen beschämter Dastehenden denken. Wenn auch noch immer der Thomas auf Augenblicke in ihm lebendig zu werden schien, so konnte er doch nicht bestreiten, daß der letzte vorbereitende Schritt zu der am 18. des Wonnemonds geplanten Eröffnung der Friedenskonferenz gethan war. Die Einladungen an die Mächte sind so eben in den Kasten gesteckt worden!

Ich selbst gehörte nicht zu den gläubigen Thomassen, ich selbst schüttelte oft meine Überzeugung, daß der Strich, den die Großmächte durch die Rechnung des Zaren machen würden, bereits seinen Schatten voraus warf, und auch jetzt noch, vor einigen Tagen, als mich eine Dame bat, eine Seite ihres Albums

mit einem Hufschlag meines Pegasusrosses über die Friedenskonferenz zu berühren, schrieb ich — man nenne es über- oder untermütig — in einem Anfall von Ärmelschütteln folgende

Information.

Du fragst mich, schöne Suttneride,
Wer zu dem großen Fürstentag
Geladen wurde nach dem Haag,
Daß nun beginn' der ew'ge Friede?

Ob außer allen großen Mächten
Auch Spanien, Griechenland, die Schweiz,
China und Serbien bereits
Geladen sei'n, den Bund zu flechten?

Ob ich schon sicher hab' vernommen,
Daß Schweden, Siam, die Türkei,
Daß ebenfalls Rumänien sei
Ersucht, zur Konferenz zu kommen?

Ja, die Vertreter aller Kronen
Sind invitiert, Du holdes Kind,
Vor allem aber, hör' ich, sind
Geladen sämtliche Kanonen.

Wippchen.

Man sieht, auch ich war — verzeihen Sie das harte Wort! — kein weichgesottener Bösewicht, ich glaubte nicht mehr daran, daß das vom Zar in das europäische Nest gelegte Friedenstaubenei so weit ausgebrütet werden würde, daß sich, wie es

jetzt der Fall, das Friedenstaubenküken durch sein Picken bemerkbar machen könnte. Nun aber sage ich nicht nur pater, sondern auch peccavi und erkläre mit Vergnügen, daß ich ein Schwarzseher war, indem ich in dem Gedanken der Friedenskonferenz nichts als den Schwarz bemerkte, der das Schießpulver erfunden haben soll. Ich nehme auch jetzt nicht an, daß der Pax für alle Zeiten vobiscum sein wird, alle Haare ausfallen werden, in denen sich die Völker zu liegen pflegen, und der Frömmste künftig auch dann in Frieden bleibenkann, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt. Doch daß der erste Schritt zur ewigen Friedenspalme gethan ist, das kann doch nur derjenige leugnen, der niemals einen ersten Schitt und eine Palme gesehen hat.

Die Gründe, welche die Mächte veranlaßt haben, die Konferenz nach den Niederlanden zu verlegen, brauche ich wohl nicht zu wiederholen, Niemand kennt sie. Auch ich nicht. Man meint, der Zar habe Holland gewählt, weil dieses Land kein kriegführendes sei, und allerdings ist ja die schöne Königin Wilhelmina eine fried-, keine kriegfertige Frau, es fällt ihr im Traum nicht ein, das Schwert zu ziehen, das sie sich zu diesem Zweck auch erst anschaffen müßte, und über den ruhigen Bach, an welchem der Friede als lieblicher Knabe gelagert liegt, geht ihr nichts. Es ist gewiß als ein Glück, des Schweißes der Edlen wert, zu bezeichnen, daß die Königin von Holland sich nicht der modernen Bewegung angeschlossen hat, das will sagen, nicht eine Gleichstellung mit dem männlichen Geschlecht anstrebt, sonst hätte sie wohl längst, wie es die Männer nur zu gern

thun, irgend eine Streitaxt ausgegraben und damit etwas vom Zaun brechen lassen, was nicht so leicht wieder daran zu befestigen gewesen wäre. Vielleicht könnte es eine der Aufgaben der Friedenskonferenz bilden, einmal die Frage zu prüfen, ob es nicht für den Weltfrieden ersprießlich wäre, wenn alle Scepter in weiblichen Händen ruhten. Auch die Kriegsminister müßten Damen sein.

Die Tagesordnung der Friedenskonferenz steht noch nicht fest. Ich fragte gestern den Wirt des neuen Hotels „Zum Erisapfel", das ich bewohne, aber er wußte nur, daß während der ganzen Dauer der Konferenz täglich ein großes Diner stattfindet, bei welchem den Vertretern der Großmächte zwei Gänge und eine Flasche Rotwein mehr servirt wird als den Vertretern kleinerer Staaten, welche übrigens an Nebentischen speisen. Der spanische Abgesandte soll — eine zarte Aufmerksamkeit — von der Pflicht, den Kellnern ein Trinkgeld zu geben, suspendiert worden sein. Bei Tisch wird bunte Reihe in der Weise gebildet, daß zwischen zwei kriegführenden Mächten immer eine friedenführende plaziert wird, z. B. zwischen Frankreich und Amerika die Schweiz, zwischen Japan und Türkei Luxemburg. Dagegen sind die Damen überhaupt ausgeschlossen, und zwar, weil der Türke, ein ganz enorm verheirateter Mann, nicht nur drei Frauen, sondern etwa zwanzig Favoritinnen angemeldet hat, ebenso der Perser, welcher einen kleinen Dampfer mit Weibern befrachtete. Da der Perser nach einem uralten sehr sinnreichen religiösen Gebrauch denselben nicht treu ist, so soll er, wie man munkelt, als ihm erzählt wurde, die Holländerinnen seien sehr anmutig,

seinem vortragenden Eunuchen den Befehl erteilt haben, fünfzehn Dutzend Taschentücher einzupacken.

Wie wir aus früheren persischen Besuchen wissen, braucht der Perser die Taschentücher nicht zum Hineinschneuzen — hierzu benutzt er bekanntlich Vorhänge, aus welchem Grunde die persischen Theatervorhänge auch kein Loch haben —, sondern um ein solches Tuch bei einer ihnen plötzlich kommenden Zuneigung der betreffenden Dame in den Schoß zu werfen. Es soll Perserinnen geben, welche solche Taschentücher sammeln, wie unsre Damen Ansichtspostkarten, und Sammlungen von tausend Stück und darüber besitzen.

Die Stadt verspricht sich eine heitere Zeit. Alles freut sich auf den 18. Mai, der auf einen Donnerstag fällt, was hoffentlich kein böses Omen ist. Vorbereitungen werden schon überall getroffen. In allen Schaufenstern sind Friedenspfeifen ausgestellt, in Zigarrenläden Feuerzeuge in Form von geschlossenen Janustempeln, in den Mode-Magazinen Damenhüte mit ausgestopften Tauben. Ich sah Palmenzweige als Spazierstöcke für zweihändige Figerl, die ich Orang-Figerl nennen möchte, und ich hörte schon den Monat Mai als Schalmei bezeichnen.

Daß der Staat Monaco keine Einladung erhalten hat, kann nur einen Augenblick auffallend erscheinen. Es war zwar nicht zu befürchten, daß der Fürst selbst sein Land auf der Konferenz vertreten und dann vielleicht die Gelegenheit benutzt hätte, die Mitglieder derselben zu einem Spielchen zu verleiten, bei dem sie, wenn nicht den Kopf, doch den Kragen sicher los-

geworden wären, denn man sprengt eine Bank leichter mit Dynamit oder Wasser als auf andere Weise. Jedenfalls würde es einen üblen Eindruck gemacht haben, wenn die Mitglieder der Friedenskonferenz Haag angeschossen verlassen hätten. Aber wenn auch der Fürst nicht selbst gekommen wäre, vielleicht hätte er einen seiner Geheimen Oberregierungs-Croupiers gesandt, und wenn dieser auch persönlich sehr liebenswürdig gewesen wäre, so hätte er sich doch leicht vergessen und in seinen Reden Phrasen wie „Rien ne va plus", „Noir impair passe' oder dergleichen anbringen können, was, wenn weiter nichts, ein schallendes Schmunzeln hervorgerufen haben würde. So ist es denn gut, daß Monaco nicht auf der Konferenz vertreten ist, ein so großes Interesse dieser Rouletteſtaat an dem endlichen Beginn des ewigen Friedens haben mag. Denn das alte Wort: Silent leges inter arma könnte zur Not auch sagen, daß es im Kriege mit dem Banklegen nichts ist. Und damit hätte der große Kikero (lies: Cicero) gleichfalls das Richtige getroffen.

Der Papst hat keine Einladung erhalten. Wie ich finde, mit Recht. Wenn der Frieden auch keine Kardinalfrage ist, die hohe Geistlichkeit hat doch nichts mit dem Krieg zu thun, um dessen Abschaffung es sich handelt, wenn dies auch dieser oder jener Kanonikus bestreiten sollte. Der Papst hat keine Armee und kann also keinen Krieg führen, seine Aufgabe ist es, die Welt in einen langwierigen Frieden zu stürzen. Rom hat sich eben geändert. Es gab eine Zeit, wo Roma die große Locuta führte und jede Causa damit finita war, aber heute bedrohen uns die Legionen nicht mehr und Rom ist die Sieben-

hügelhauptſtadt des Königreichs Italien, das ja an der Friedenskonferenz teilnimmt.

So ſtehe ich denn am Vorabend großer Ereigniſſe mitten in der Arbeit, treulich über dieſe zu berichten. Meine Leſer haben nicht zu fürchten, daß mir irgend etwas entgeht und dann auch ihnen. Bricht der ewige Frieden an, wird er zur Ultima ratio regis erhoben, ſo wird mir keine Depeſche zu teuer ſein, welche das Wort verkündet: Frieden!

II.

Haag, den 16. April 1899.

W. Es giebt ein Glück, das sich gewaschen hat, und doch giebt es so selten ein reines Glück! Wenn die Sonne am hellsten lacht, kommt irgend eine jener dunklen Wolken, aus denen wir so ungern fallen, und verhüllt sie. Nichts geht eben so glatt wie ein Aal oder ein Gletscher. Ich fürchte, auch der Friedenskonferenz wird es nicht an einem kalten Wermutstrahl fehlen. Etlichen Schatten, welche sie vorauswirft, sieht man es schon heute an, daß von den tausend Masten, mit denen sie in den Ozean schiffte, etliche in die Brüche gehen werden. Selbst die Kostümfrage ist eine brennende geworden und um so lichterloher, als ja doch eine Frau, die Königin von Holland, die Mitglieder der Friedenskonferenz begrüßen wird.

So erwartet man von den afrikanischen Herrschern einige, die nicht zu bewegen sind, von ihren Vorrechten wenigstens eines aufzugeben und nicht vollständig nackt zu erscheinen. Man hat der holländischen Königin bis jetzt verschwiegen, daß diese wilden Häuptlinge wie in ihrer Heimat so auch hier ihre landesübliche Nacktheit nicht von der Kultur bedecken lassen werden,

schon weil sie fürchten, andernfalls bei ihrer Rückkehr von ihren fanatischen Unterthanen aufgegessen oder sonstwie abgesetzt zu werden. Aus den Berichten unserer Afrikareisenden wissen wir längst, daß diese afrikanischen Könige, wenn sie Morgens aufstehen, sich zuvörderst ausziehen und in diesem Zustand bis zum Abend, wo sie sich zum Schutz gegen die Skorpione wieder ein wenig anziehen, regieren. Es wird von schwarzen Monarchen erzählt, die beschlossen hatten, eine Uniform zu tragen, um sich schon dadurch von ihren Unterthanen zu unterscheiden. Aber es ist ihnen schlecht bekommen. Als sie in dieser Weise europäisch erschienen, brachen Unruhen aus, und der König, der sich nicht sofort entschloß, die Kleidung abzulegen, wanderte unrettbar in die Küche, um zubereitet zu werden und nach der Krönung seines Nachfolgers einen schmackhaften Gang der Festtafel zu bilden. Diese schwarzen Honoratioren erhoben sich, um das Andenken des Verzehrten zu ehren, nicht früher, als bis das gekochte Staatsoberhaupt bis auf Kleinigkeiten, die sie ihren Kindern mit nach Hause brachten, verzehrt war. Sie sträuben sich eben mit allen gesetzlichen Mitteln gegen jede Neuerung, und nachdem sie einige Dynastien, deren Repräsentanten sich zu bekleiden wagten, mit ihrem gesunden Appetit ausgerottet hatten, nahmen sich die armen nach den Formen der europäischen Civilisation verlangenden Könige sehr in Acht, gegen die hergebrachte Nacktheit zu verstoßen. Wer möchte es ihnen verdenken? Diese Könige entkleiden sich eben in der Notwehr. Wie unsere hohen Militärs aus Bequemlichkeit immer in Uniform erscheinen, so diese Könige ohne irgend etwas, das wie ein Gewand aus-

sehen könnte, und wie jene immer passend angekleidet erscheinen, so diese immer passend nackt, glaubend, daß sie mit einer umgeschnallten Waffe, einem Schild und vielleicht noch einem kostbaren Nasenring in einer Gala hervortreten, deren Grandezza imponieren muß.

Die Komission, welche die Einladungen an die kriegführenden Mächte verschickt hat und am allerwenigsten die schwarzen Fürsten als die für die kolonienbesitzenden Staaten wichtigsten ausschließen konnte, hat sich natürlich alle Mühe gegeben, den wilden Königen einige Garderobe zur Pflicht zu machen. Sie schrieb ihnen, daß es in Europa, namentlich in diplomatischen Kreisen, nicht Sitte sei, in Versammlungen genau so wie Kinder in die Welt zu kommen, daß das Klima Hollands nicht das der afrikanischen Wüste sei, daß ihnen die Jungens auf der Straße nachlaufen und daß auch Damen den Verhandlungen beiwohnen würden. Aber sie scheinen nicht wanken und nicht — verzeihen Sie das harte Wort! — weichen zu wollen. Einer antwortete sogar sehr ungnädig: „. . . Was würden Sie wohl sagen, wenn ich verlangte, die europäischen Staatsmänner sollten nackt wie die Wahrheit erscheinen? Wenn mir die Jungens auf der Straße nachlaufen, so ist mir dies sehr angenehm, denn ich esse sie sehr gern, und was die Damen betrifft, so sagen sie ihnen, sie sollten sich nicht genieren, in europäischer Weise bekleidet zu erscheinen, denn die Damen meines Hofes trügen sich nicht weniger nackt."

Man sieht, die Lage der Kommission ist eine sehr peinliche. Soll sie die schwarzen Könige ausladen? Soll sie sie kommen

lassen und ihnen den Eintritt verwehren, wenn sie statt en grande in einer petite tenue kommen, welche nicht petiter sein könnte? Soll man solche Könige gewaltsam einkleiden? Immerhin kann ich aus bester Quelle versichern, daß die Königin von Holland erklärt hat, sie würde sofort die Residenz verlassen, wenn auch nur ein einziger nackter Würdenträger der Friedenskonferenz beiwohne.

Ich halte es überhaupt für einen Fehler, daß man solche Länder eingeladen hat, deren Fürsten sich noch von Menschen nähren, oder, wenn dies nicht, noch Barbaren sind, noch Wilde. Wohl schließt Seume eines seiner Gedichte mit dem Vers: „Seht, wir Wilden sind doch bess're Menschen.“ Das klingt ja sehr nett. Aber, unter uns gesagt, ich mag mit einem solchen besseren Menschen nichts zu thun haben. Ein solcher besserer Mensch skalpiert mich, oder wenn er den Kopf hochträgt, so ist es, wie aus Samoa gemeldet wird, der Kopf eines Europäers. Man bleibe mir mit solchen besseren Menschen nicht drei, sondern so viele Schritte vom Leibe, daß sie mich nicht mit ihren Pfeilen erreichen können, auch wenn sie zufällig nicht vergiftet sind. Könige nun gar, welche mir einreden wollen, sie trügen Paradeuniform, wenn sie einen besonders großen Ring durch die Nase gezogen haben, gehören nicht in den Rahmen unserer Kultur, ganz abgesehen davon, daß sie niemals ernsthaft daran denken, Frieden mit uns zu halten, sondern im Gegenteil gezwungen sind, uns in einen Fehdehandschuh zu verwickeln, um mit den Gefangenen, die sie machen, ihre Speisekammer zu füllen.

Noch einen Schatten habe ich als der Friedenskonferenz

vorausgeschleudert namhaft zu machen. Ich promeniere viel durch die Straßen, die sehr malerisch sind, und schon dadurch sehr oft daran erinnern, daß hier Rubens und Rembrandt ihre ältesten Bilder malten. Bei diesen Gelegenheiten bin ich dann häufig der Augenzeuge zahlreicher Prügeleien. Solche kamen hier früher gar nicht vor. Jetzt aber streiten sich die Leute darüber, ob der ewige Frieden von dieser Stadt ausgehen wird oder nicht. Diejenigen, welche dafür sind, arten nur zu bald in Thätlichkeiten aus, man müßte sehr farbenblind sein, wenn man nicht überall die Zweifler bedauerte, welche durchgebläut davonzukommen suchen. In den Wirtshäusern, in denen ich dann und wann etwas holländischen Käse genieße und dazu einen Knipperdolling trinke, dasselbe Bild. Wer nicht zugiebt, daß der ewige Frieden anbrechen wird, kann von Glück sagen, wenn er vor der Bezahlung der Zeche entweder braun oder blau hinausgeworfen wird, worauf dann wacker weiter gezecht und auf das Gedeihen des ewigen Friedens ein Hoch nach dem andern ausgebracht wird. Ich nannte gestern einen solchen Haager, welcher hinausgeworfen wurde, den fliegenden Holländer, worauf die Gäste ihn wieder hereinholten und ihm ihre Huldigung darbrachten. An diese mythische Figur, welche durch Richard Wagner's Komposition ruhelos alle Bühnen durchquert, glauben die Holländer ebenso wie an den Beginn des ewigen Friedens, und wer hier nicht an diesen glaubt, wird mehr oder weniger gelyncht.

Es wird bereits mit dem Plan umgegangen, hier dem Tag, an welchem der ewige Frieden mit Stimmenmehrheit

beschlossen wird, ein Denkmal zu setzen. Ich selbst habe einen Gulden spenden müssen, obschon ich eher an einen ewigen Krieg als an einen solchen Frieden glaube. Das Denkmal wird eine Umarmung darstellen, in welcher die Großmächte liegen, und soll von Krupp in Essen aus der Bronze der Kanonen hergestellt werden, welche in diesem Jahr bei dem berühmten Ultimatumgießer bestellt und noch nicht in Angriff genommen worden sind. Die Idee ist ohne Zweifel sehr hübsch, aber es fragt sich noch, ob die übrigen Großmächte damit einverstanden sind, daß das Denkmal in Deutschland gegossen werden soll. Die Eifersucht ist eben sehr groß. England namentlich will sich den Verdienst nicht aus der Nase gehen lassen, die es ja in Alles steckt, wobei eine Kleinigkeit herausschaut. Heute Abend wird übrigens zum Besten des Denkmalfonds in der Oper „Der Prophet" gegeben. Bekanntlich wurde dieser unter dem Namen „Johann von Leiden" in Holland geboren, widmete sich der Schneiderei und endete, in Münster hingerichtet, als König von Zion in einem eisernen Käfig. Es wäre doch interessant, wenn gerade in diesem Lande, in welchem ein solcher Friedenstörer das Licht der Welt erblickte, der ewige Frieden ganz dasselbe thäte.

Ich gedenke, sofort nach dem Eintreffen der Kongreßmitglieder jedes einzelne zu interviewen. Auf diese Weise hoffe ich sehr bald feststellen zu können, was zu erwarten sein wird. Ich meine aber schon jetzt, daß wir weder den ewigen Frieden, noch den ewigen Krieg zu erwarten haben werden. Es wird irgend ein Zustand werden, der aus Beiden zusammengesetzt

sein, von Allem etwas haben wird. Ein Krieg mit Abrüstung, ein Frieden mit Kriegsaussichten, ein Kriegfrieden, oder ein Friedenskrieg, vielleicht auch ein furchtbarer Krieg, durch welchen die kriegslustigen Mächte gezwungen werden sollen, dem allgemeinen Frieden beizupflichten, oder auch eine Zeit enormer Rüstungen, durch welche die nach Frieden lechzenden Großmächte den nach Krieg begehrenden beweisen werden, daß sie nicht vor dem Äußersten zurückschrecken, endlich einmal die Kriegsgelüste zum Schweigen zu bringen. Nun, wir werden ja sehen.

III.

Haag, den 6. Mai 1899.

W. Ich habe natürlich meine Fehler, glaube aber, daß mir der Aberglaube fehlt. Man mißverstehe mich um keinen Preis. Gewisse Vorurteile kleben mir an, denn auch ich nenne die Gewohnheit — verzeihen Sie das harte Wort! — meine Amme. Ich trinke keine 13 Cognacs, weil ich 13 für eine Unglückszahl halte und ich höchstens 2 Cognacs vertragen kann. Ich trete am Montag keine Reise an, weil jetzt täglich Eisenbahnunfälle vorkommen. Begegnet mir ein altes Weib, so gehe ich nicht auf die Jagd, obschon ich auch nicht auf die Jagd gehe, wenn mir kein altes Weib begegnet. Und wenn ich hier in eine Droschke steige, deren Nummer keine 3 enthält und eine ungerade ist, so thue ich, als hätte ich es nicht gemerkt, denn ich traue einer solchen Nummer nicht über den Weg. Ich gestehe also gern ein, daß ich in manchen Dingen wie jeder andere Mensch bin, der mir ähnlich denkt, und deshalb bin ich heute auch etwas ängstlich, daß Alles, was im Mai unternommen wird, also auch die Friedenskonferenz, nicht frei von Pech sein dürfte, denn dieser Mai hat denn doch zu oktoberig begonnen und sich bis heute nicht wesentlich verändert. Erhebe ich mich

in der Frühe, so falle ich aus einer Wolke in die andere, wenn ich in den grauen Himmel oder auf die feuchte Straße sehe. So weit mein Auge reicht, keine Winterstürme, welche dem Wonnemond wichen. Ich möchte den Mai, weil er mir wie ein Monat mit r vorkommt, Mari oder gar Mair nennen. Wenn es dem Menschen leid thut, daß er anstatt seines Pelzes nichts als den betreffenden Pfandschein hat, so hat er das Recht, unzufrieden zu sein, und wenn ich auch keinen Pfandschein besitze, weil ich überhaupt keinen Pelz habe, so ändert das doch nichts an meiner Laune, die sonst so übel nicht zusein pflegt.

Es fehlt allerdings nicht an Zeichen der lebhaftesten Teilnahme an dem, was sich hier vorbereitet. Von allen Gegenden der Windrose laufen Kundgebungen an die Friedenskonferenz ein, welche diese aufmuntern, mit dem letzten Stündlein nicht zu zögern, welches dem Krieg geschlagen werden soll. Von großer Bedeutung ist eine wundervoll ausgestattete Adresse des **„Vereins der europäischen Waffenfabrikanten mit Dampfbetrieb“**. Darin heißt es: „Friede sei Ihr erst Geläute, das rufen wir mit unserm Schiller den Mitgliedern der Friedenskonferenz zu, mit demselben Dichter, der sich aus der Stuttgarter Militärakademie zu den eben zitierten und anderen noch schöneren Friedensworten aufgeschwungen hat. Und wenn der Friede nicht Ihr erst Geläute ist, so lassen Sie es erst Ihr letzt Geläute sein, das den ewigen Frieden weckt, der noch schlummert. Wir brauchen den Frieden, namentlich wir, die wir Kanonen gießen, Gewehre kalibern, Pulver herstellen, Säbelscheiden füllen, den Geschossen Bleimäntelchen umhängen und Revolver für ge-

sellige Kreise herstellen. Wir brauchen den Frieden, um ungestört die vielen Aufträge der Kriegsministerien Europas ausführen zu können, ohne Furcht, daß diese Aufträge aufhören. Denn eine Reihe humaner Menschen und unversöhnlicher Friedensfreunde erfinden fortwährend neue Waffen, mit denen die Ebenbilder Gottes immer schneller ihren Geist aufzugeben gezwungen werden können, so schnell, daß sie kaum noch Zeit haben, ins Gras zu beißen. Also wir brauchen den Frieden wie das liebe Brot, und wir hoffen zur Weisheit und Milde der Friedenskonferenz, daß sie ihn, wie einst die Pallas-Minerva aus dem Haupt des Zeus, völlig bewaffnet aus dem Haag hervorspringen lassen wird."

Auch aus Frankreich kommt eine bedeutsame Kundgebung. Herr A. Mercier, Mitglied der Astronomischen Gesellschaft in Frankreich, sieht in dem Mars, dessen Nom de guerre Ares lautet, nicht den furchtbaren Gott des Krieges, sondern den Planeten, der wie unsere Erde mit denkenden Wesen bevölkert ist. Ich, der ich die Menschen kenne, will dies nun zwar dem genannten Planeten nicht wünschen, aber die Astronomen sind nun einmal überzeugt, daß es auf dem Mars menschliche Wesen giebt, und daß wir daher nichts weiter thun sollten, als eine Verständigung mit ihnen zu suchen. Hierzu ist nur nötig, daß wir keine Kriege mehr führen, sondern jede, auch die kleinste Milliarde, die wir dadurch sparen, dazu verwenden, uns mit den, wie wir aus einem Erden-, aus einem Marskloß entstandenen Bewohnern jenes von Kanälen wimmelnden Planeten in Verbindung zu setzen. Das ist doch ein erhabener Gedanke! Und wenn wir weiter nichts erreichten, als daß wir wenigstens

wöchentlich einmal mit den Marsern korrespondierten oder unsere Kanalarbeiten von ihnen leiten lassen, so hat die Welt schon den Einen Schritt vom Lächerlichen zum Erhabenen zurück gethan, und das allein wäre schon mehr wert als alle Kriege, welchen wir das Siegesdenkmal auf dem Königsplatz verdanken. Ich meine, der Gedanke, daß wir endlich wenigstens mit einem der vielen Sterne, die wir nur Nachts und auch dann nur, wenn wir länger als gewöhnlich bummeln, zu sehen bekommen, in irgend einer Weise auch am hellen Tage verbunden sein werden, müßte Jeden in Begeisterung versetzen. Da könnten wir doch auch einmal dem ehrwürdigen Akiba sagen, er möchte endlich mit dem alten Witz in seinem Uriel Acosta bleiben. Dieses ewige „Alles schon dagewesen" ist wirklich noch nicht dagewesen und hat mich bereits oft genug zur Verzweiflung gebracht. Zu diesem Nochnichtdagewesenen brauchen wir allerdings Frieden und Geld, und beides erwarten wir von der Friedenskonferenz.

Aus fast allen Ländern der Welt sind Erklärungen der Friedensfreunde eingetroffen, die darauf dringen, daß die Schlachtfelder vom Erdboden (fast möchte man hinzufügen: auch vom Marsboden) rasiert werden. Aber der Bote hinkt hinterdrein: der Nachbar soll den Anfang machen. Jedes Land will abrüsten, aber in angeborener Bescheidenheit hinter allen anderen Ländern. Wenn es sich um Krieg handelt, dann will Jeder anfangen, aber bei dem ewigen Frieden mag Keiner Karnickel sein. Hier liegt allerdings der Kern zu einem allgemeinen Kriegspudel. Denn wenn es den Staaten wirklich ernst sein sollte, zur Palme zu greifen, so wäre es doch am Ende möglich,

daß einer den andern zwingen will, die Rüstungen einzustellen, und das könnte zu einem Kuddel führen, der in einen solchen Muddel ausliefe, daß wir plötzlich einen Krieg hätten, dessen Ende nicht abzusehen wäre.

Man sieht schon in öffentlichen Etablissements hier und da eine Uniform, welche von einem ausländischen Mitgliede der Friedenskonferenz getragen wird. Schon dies halte ich für einen Mißgriff. So wenig die Mitglieder eines Kriegsgerichts im Ballanzug zusammentreten werden, sollten die Friedenskonferenzler bis an die Zähne uniformiert dasitzen und im Waffenrock starren. Man hätte dies bedenken und ein passendes Kostüm anordnen sollen. Ein etwa mit Palmen oder mit begrabenen Streitäxten bestickter Frack oder ein togaähnliches Gewand wäre gewiß passender gewesen als Uniform und Säbel, wodurch jeden Augenblick daran erinnert werden wird, daß die Herren doch eigentlich geborene Gegner des Friedens sein müssen, wenn sie daran denken, daß sie die Uniform an den Nagel hängen werden, indem sie für den Frieden stimmen. Da fehlte nur noch, daß die Friedenskonferenz mitKanonensalven eröffnet und die Hammelsprünge tambour battant vorgenommen werden oder daß die weiße oder schwarze Kugel mit der Pistole in die Urne geschossen wird.

Die schöne, alte Stadt, in der die Wiege des ewigen Friedens das Licht der Welt erblicken soll, thut das Ihrige, ein des welthistorischen Akts würdiges Bild zu liefern. Ich habe meinen früheren Mitteilungen noch einige anzufügen. In allen Wirtshäusern hängen Plakate mit der Inschrift: „Es wird gebeten, hier keinen Unfrieden zu stiften", oder: „Raufen verboten",

oder: „Man bittet, gleich zu bezahlen, damit jeder Zank vermieden werden kann“. In einigen Läden sagte man mir, bis zum Schluß der Friedenskonferenz werde nicht vorgeschlagen und nicht über das Ohr gehauen. Als ich gestern in einem Bierhaus den Kellner fragte: „Wann kriege ich denn mein Bier?“ bat er mich um Ruhe, kriege dürfe man nicht sagen, ich solle aber gleich befriedigt werden. Dann entfernte er sich und kam nicht wieder. Die Holländer sind von einem geradezu sanguinischen Phlegma. Ein Engländer kam vor einigen Tagen dadurch ins Gedränge, daß er einen Haager fragte: How do you do? Dieser verbat es sich sehr entrüstet, von Hauen zu sprechen, und als dieses von Vorübergehenden gehört wurde, standen sie still, bildeten einen Auflauf und wollten dem Engländer an den Kragen, so daß dieser schon an seinen Gesandten telegraphieren wollte. Er zog es aber vor, den Irrtum aufzuklären, indem er sagte: How do you do heiße: Na, wie geht's? und wenn man ihn nicht ungeschoren lasse, so würde er sich schon seiner Haut zu wehren wissen. Nun sollte er auch das Wort Haut zurücknehmen, und wenig fehlte, so wäre das nun folgende Handgemenge in eine Prügelei ausgeartet. Die Schuljungen spielen auf dem Heimwege ein Spiel, welches sie „Der Zar im Karpfenteich“ nennen und wobei es darauf ankommt, den Gegner so lange zu umarmen und an das Herz zu drücken, bis er sich für entzückt erklärt.

So weit wäre ja nun Alles sehr hübsch. Es fragt sich nun, unter welchen Aussichten die Konferenz eröffnet wird. Hierüber in einem nächsten Bericht.

IV.

Herrn Wippchen in Bernau.

Sie sind etwas voreilig. In Ihrem neuesten Bericht eröffnen Sie die Konferenz mit einer Rede der Königin von Holland, und wenn dies auch Ihrer Phantasie alle Ehre macht, so bedauern wir doch, Ihnen auf diesem Wege nicht folgen zu können und Ihnen unsere Hand zu einer Blamage zu bieten, welche uns beide treffen würde. Wir haben ja das Bestreben, eine Nachricht früher als andere Blätter zu bringen, aber sie darf doch den Stempel der Erfindung nicht so sichtbar tragen. Auch die Rede, welche Sie der Königin in den Mund legen, ist ein unglaubliches Aktenstück. Sie lassen die Königin sagen, sie erwarte von der Galanterie der Delegierten, daß sie den ewigen Frieden beschließen werden. Die Galanterie hat doch gewiß nichts

mit der Politik zu thun, und wenn Sie die Königin das Versprechen geben lassen, daß sie mit den Herren, welche die Majorität bei der Abstimmung bilden werden, auf dem Ball, mit welchem die Konferenz schließen solle, dreimal herumtanzen würde, so klingt das doch etwas parodistisch. Das wäre etwas für eine Karnevalsnummer unseres Blattes gewesen.

Indem wir Sie bitten, den Ereignissen zu folgen, anstatt ihnen voranzueilen, grüßen wir Sie ergebenst

Die Redaktion.

* * *

Bernau, den 14. Mai 1899.

Als ich die Schule besuchte, litt ich viel unter der Gewohnheit eines Lehrers, mir das Addieren dadurch beizubringen, daß er mir, wenn ich die neugierige Frage, wieviel soviel und soviel sei, nicht beantworten konnte, mit steifem Zeigefinger auf dem Scheitel die Summe zusammentippte, was mir natürlich weher als ihm that. Er nannte dies das Kopfrechnen, weil er meinen Kopf zur Schiefertafel erhob, und es ist als kein Wunder zu betrachten, wenn ich ein schlechter Rechner geworden bin, weil ich nur mit Wider- und immer Widerwillen am Unterricht teilnahm, der eigentlich nur aus Gehirnerschütterung bestand. Dieselbe Empfindung beschlich mich, als ich Ihr geehrtes Schreiben

las. Ich hatte die beste Absicht, ich wollte Ihren Lesern in diesem Monat eine Freude machen, da er bis vor einigen Tagen nur schlechtes Wetter aufzuweisen hatte, soviel Regen, daß kein Auge trocken blieb. Ich eröffnete also die Friedenskonferenz und ich that dies mit einer Rede der Königin, die Sie mir auf den Kopf zu tadeln. Aber die Königin von Holland spricht natürlich das alte Käseholländisch, welches schon Johann von Leiden, der eigentlich Johann Bockelson hieß und daher Bockold genannt wurde, gesprochen hat. Da ist es doch Sache des Übersetzers, diese Rede so wiederzugeben, wie er sie ziemlich undeutlich hört, und ihren Sinn ungefähr richtig mitzuteilen. Da kann ich nur trompeten: Es wär' so schön gewesen, es hat nicht sollen sein! Jetzt werden uns andere Blätter zuvorkommen, während wir wie ein schlechter Vergleich, ein Bote, ein mißlungener Vers oder Mephistopheles, Goethes Diable boiteux, hinterdreinhinken werden. Ich werde Sie zur Zeit mit Dandin verwechseln und Ihnen mit Molière sagen: „Sie haben es so haben wollen!" Wir wären die Ersten gewesen, die die Eröffnung der Konferenz gebracht hätten, und das wäre doch für uns eine Ehre perennius gewesen, die Sie von der Hand weisen. Diese drücke ich Ihnen, und damit ist diese Angelegenheit für mich — verzeihen Sie das harte Wort! — erledigt.

An der Pforte meines vorliegenden Briefes sagte ich Ihnen, wieso ich ein schlechter Rechner geworden bin. Auf Sie aber rechne ich perfekt, indem ich Ihnen mitteile, daß mir der Frühling Ausgaben in den Weg stellt, die nur mit einem Vorschuß aus heiterer Höhe beseitigt werden können. Ich habe so wenig

Kasse, daß ich mir ein blaues Pincenez angeschafft habe, um dann und wann einen blauen Schein zu haben. Aber auch ein halber genügt mir, senden Sie mir also gefälligst 50 Mark.

* * *

Haag, den 12. Mai 1899.

W. Nun wüßte ich Ihnen keine von allen Seiten zu bezeichnen, von denen die Delegierten nicht herbeiströmten. Die Hotels sind derart überfüllt, daß sich manche Länder ein Zimmer mit zwei Betten teilen müssen, so z. B. Spanien und Siam. Ich war heute im Hôtel de la Paix, in welchem die Meisten abgestiegen sind. Man kann sich dies Zungenkauder denken, das dort gewelscht wird. Der Wirt, der natürlich nur holländisch spricht, ist nicht im stande, die Namen der Delegierten zu behalten und nennt sie daher nur nach ihren Ländern. „Kellner," hörte ich ihn sagen, „Rußland wünscht einen Cognac, Italien will geheizt haben, und die Türkei kann ihren Paletot nicht finden. Flink, flink! Auch hat China schon zweimal geklingelt. Persien will Waschwasser. Fragen Sie doch nach, das muß ein Irrtum sein, es hat sich vielleicht verrufen." In diesem Ton geht es fort. Man glaubt in einem Tollhaus zu sein, in welchem der Direktor der tollste ist.

Dieser Tage kam es beim Belegen der Plätze im Sitzungssaale zu höchst unerquicklichen Szenen. China wollte nicht neben Japan, Spanien nicht neben Amerika, Frankreich nicht neben Deutschland, die Türkei nicht neben Rußland sitzen, höchstens ganz schräg à-vis. Jeder ist mit der Pike, die er auf den Andern hat, bis an die Szene bewaffnet. Der Saal wimmelt

förmlich von Hühnchen, die sie mit einander zu pflücken haben, und Jeder vermeidet es, den Andern ein bischen zu necken, damit es nicht etwa heiße: Was sich liebt, das neckt sich. Nur Schweden und Norwegen vertragen sich gut, weil sie zusammen einen einzigen Vertreter haben, den Baron Bildt, ebenso leben Rußland und Montenegro nicht wie Hund und Katze zusammen, weil Montenegro von den russischen Delegierten vertreten wird. Amüsant war es, den Bevollmächtigten Dänemarks mit dem von Siam plaudern zu hören. Jener sprach dänisch, dieser antwortete siamesisch, und da Keiner den Andern ein Sterbens- oder Lebenswörtchen verstand, so verkehrten sie ungemein freundschaftlich mit einander. Dann trat der Bevollmächtigte Portugals zu ihnen, der nur portugiesisch sprach, und die Unterhaltung wurde dadurch um so lebhafter. Nun wurde eine Flasche Sekt gebracht, die sie zusammen austranken, wobei sie, Jeder in seiner Muttersprache, anstießen und sich vortrefflich zu verstehen schienen. Ich bin auch überzeugt, daß sich Alle, wenn auch nicht in den Konferenzsitzungen, so doch beim Trinken sehr gut mit einander vertragen werden. Deshalb ist auch den Türken für die Dauer der Konferenz das Weintrinken gestattet, allen türkischen Delegierten die schriftliche Zusicherung gegeben worden, daß sie Wein straflos trinken können. Der Bevollmächtigte der Türkei Turkhan Pascha, Ritter dreier Roßschweife mit Schwertern, äußerte dieser Tage: Sekteint. Niemand konnte dies für türkisch gehaltene Wort übersetzen, und man wußte nicht, was er damit sagen wollte, als unser Graf Münster es erklärte. Er hatte in Gegenwart des genannten Paschas in seiner geist-

vollen Weise gesagt: „Sekt eint“, was der Pascha sich gemerkt hatte und nun fortwährend wiederholte, ohne zu ahnen, was der Bevollmächtigte des deutschen Reiches damit sagen wollte. Er weiß es noch in diesem Augenblick nicht, aber er wiederholt fortwährend: Sekteint.

Die Platzfrage im Sitzungssaal ist auch sonst eine brennende. Es ist ein Plakat angebracht, welches anordnet, daß die Stühle nicht mit Portefeuilles, Salondegen, Orden, Ministerfracks und anderen Dingen, welche Staatsmänner bei sich zu haben pflegen, belegt werden dürfen. Dies hat den Zweck, daß nicht etwa ein Bevollmächtigter den andern zwingen kann, sich einen andern Stuhl zu suchen und so vielleicht neben einen Staat zu geraten, der ihm verhaßt ist.

Es mag auch noch erwähnt werden, daß ein anderes Plakat lautet: Damen ist der Eintritt verboten. Dies ist auf ausdrücklichen Wunsch der Königin geschehen, und zwar wegen der zur Konferenz erschienenen Bevollmächtigten der Vielweiberei treibenden Staaten. Diese sollen nämlich die Bestimmung, daß die Verhandlungen bei verschlossenen Thüren stattfinden werden, vollständig mißverstanden und infolge dessen mehr Damen mitgebracht haben, als die Monogamie für nötig hält. Es war mir nicht uninteressant, hierüber mit einem Vielweiberer zu sprechen. Ich fragte ihn, wie sehr er verheiratet sei. Er wußte es nicht genau. Er meinte, manchmal seien es einige mehr, manchmal einige weniger, das käme auf die Marktpreise an und auch auf die Qualität der in den Handel kommenden Damen. Ich meinte nun, daß billigen Ansprüchen eine einzige Frau doch wohl

genüge, es komme bei uns in Deutschland vor, daß ein Mann, der mit einer Frau verheiratet sei, den Eindruck habe, als habe er sechs Frauen, daß er darum auch diese eine gern wieder los wäre und sogar noch etwas zuzahlen würde. Der Bevollmächtigte des Vielweibereistaats schüttelte den Kopf und den krummen Säbel und sagte dann nach einigem Nachdenken: „Polygamie gut, sehr gut. Konkurrenz nützlich, sehr nützlich! Allah il Allah!“

Man sieht, es giebt allerlei Originelles zu berichten, und es darf nach Eröffnung der (unter mich nicht genierenden Ausschluß der Öffentlichkeit stattfindenden) Konferenz noch Originelleres erwartet werden.

V.

Haag, den 18. Mai 1899.

W. Heute ist der erste Spatenstich zum Frieden gethan, die Friedenskonferenz ist eröffnet.

Ich melde Ihnen dies mit von einem trübseligen Kopfschütteln erstickter Stimme, trotzdem Sie wohl schon vernommen haben, daß die Verhandlungen im verschlossenen Janustempel stattfinden — so darf man wohl das „Huis ten Bosch", in in welchem die eingeladenen Mächte tagen, nennen.

Die Presse ist ausgeschlossen. In einem Augenblick, wo die ganze Welt die Ohren wie einen — verzeihen Sie das harte Wort! — Faber Nr. 1 spitzt, verstopft man die Spalte, aus welcher der Wortlaut der Verhandlungen hervordringt: die Spalte der Zeitung. Man löscht das Lauffeuer, dem ähnlich sich die Beschlüsse durch die civilisierten Staaten verbreiten würden. Man knebelt die Fama, welche die Nachrichten aus der Friedenskonferenz herausposaunen wollte an die Lauscher. Man knickt die Windrose, anstatt dafür zu sorgen, daß nach deren sämtlichen Richtungen jedes Wort dieser wichtigen Debatten sofort den Draht besteigt, um allgemein bekannt zu werden. Es ist, als ginge man in eine neue Oper, erhalte aber am

Eingang von einem Schutzmann zwei Stück Watte, um sie in die Ohren zu stopfen, weil die Intendanz das Hören verboten habe. Ich will erzählen, wie es mir erging, als ich heute in meiner Eigenschaft als Berichterstatter den Konferenzsaal betreten wollte.

Der einköpfige Cerberus an der Pforte hielt mich an. Wohin? wedelte er mir entgegen.

Die Frage machte mich schon nervös. Wohin? Wenn man als Berichterstatter am 18. Mai im Haag ist und das Huis ten Bosch betritt, so fragen Sie: Wohin? Ich will den Verhandlungen beiwohnen.

Die Presse ist ausgeschlossen, sagte der Diener mit der Ruhe eines Kirchhofs.

Ich bin paff! rief ich.

Ja, lieber Herr Paff, meinte nun der Diener, wußten Sie denn nicht, daß hier geheim verhandelt wird?

Ich heiße nicht Paff, antwortete ich ärgerlich, ich wollte sagen: Ich bin perplex.

Dann bitte ich um Verzeihung, Herr Perplex, sagte jetzt der die deutsche Sprache nur sehr gebrochen verstehende Holländer, mir war es, als hätten Sie Paff gesagt. Aber ich wiederhole Ihnen, Herr Perplex, daß ich Sie nicht einlassen kann. Was sind Sie denn eigentlich?

Ich bin Vertreter der siebenten Großmacht, rief ich stolz.

Die siebente Großmacht ist das Weib, antwortete pflegmatisch der Hüter des Hauses, der augenscheinlich verheiratet ist.

Ich sah nun, daß mit diesem Manne nicht weiter zu kommen

war, und ich befahl ihm also, eine der sechs Großmächte herauszurufen, weil ich um jeden Preis dem Kongreß beiwohnen müsse. Sagen Sie nur einem der Herren, bat ich, ich sei außer mir und müsse eintreten.

Ach was, rief nun dieser verhängnisvolle Portier. Erst nannten Sie sich Paff, dann Perplex, und nun heißen Sie Außermir. Das kommt mir verdächtig vor. Machen Sie, daß Sie fortkommen, sonst rufe ich einen Schutzmann!

Lediglich die Angst, daß ich mich an diesem Wüterich und dann an dem Schutzmann vergreifen könnte, bewogen mich, den Stab so weiter wie möglich zu setzen. Aber wohl noch nie hat ein Espenlaub so wie ich am ganzen Leib gezittert. Wie immer, wenn ich aus dem Häuschen fahre, flüchtete ich mich zur Beruhigung meiner Nerven in den Schatten des Pegasus und griff mutig in die Saiten der Leier. Ich ging auf mein Zimmer und schrieb das folgende Lied:

Der Friedens-Kutschke.

Was kraucht im Huis ten Bosch herum!
So fragt Europas Publikum.
Sie schlossen gar die Thür, um nun
Ganz fürchterlich geheim zu thun.

Doch dem Verdacht — wer kann davor? —
Wird da geöffnet Thür und Thor.
Weshalb sind sie so sehr diskret?
Am Ende wird da hoch gejöt.

Es kann auch ganz gut möglich sein,
Sie schlossen sich im Saale ein,
Den Staat zu stürzen und Altar,
Das wäre denn doch schauderbar.

Sie nennen's, oder auch: man nennt's
Zwar eine Friedenskonferenz,
Doch wird vielleicht, was keiner ahnt,
Daselbst ein großer Krieg geplant.

Wozu auch sonst die Munkelei
Und die Geheimniskrämerei!
Denn wer ein gut Gewissen hat,
Hat Angst vor keinem Zeitungsblatt.

Meine Leser fürchten aber hoffentlich nicht, daß ich ihnen keine Berichte aus der Friedenskonferenz senden werde. Ich bin noch immer und zwar zu meinem großen Bedauern der Alte, weiß nach wie vor, daß auch die verschlossensten Thüren Ohren haben, und werde niemals den Bock schießen, mich in dessen Horn durch ein Verbot jagen zu lassen.

So kann ich schon heute mitteilen, daß Rußland über die Ernennung des Professors v. Stengel zum deutschen Vertreter auf der Friedenskonferenz sehr verschnupft ist, weil er eine Broschüre gegen die Idee einer allgemeinen Abrüstung geschrieben hat. „Was wollen Sie hier?" fragte ihn Rußland heute nach der Eröffnung. „In einer Versammlung von Vegetariern hat der Fleischfresser nichts zu suchen. Da steht einer auf, dem das Wasser im Munde zusammenläuft, wenn er von

Erbsen und Sauerkohl spricht, und gleich darauf sagen Sie es dem Wildschwein auf den Kopf zu, daß dieser eine Delikatesse und daß im Vergleich mit ihm das Gemüse nicht die Bohne wert sei."

„Erlauben Sie," warf der Professor ein, „ich —"

„Ach was," rief Rußland, „da ist nichts zu erlauben. Sie sind gegen die Abrüstung und kommen zur Friedenskonferenz. Wenn Sie einen Hausknecht brauchen, haben Sie im Nonnenkloster nichts zu suchen. Kommen die Brummschädel zusammen, um das Trinken abzuschaffen, so hat der Kater nicht mitzureden. So könnte ich noch eine Weile fortreden, aber ich weiß, daß ich tauben Ohren in den Wind predige."

„Wenn —" wagte der Freund des Kriegszustandes zu sagen.

„Auch das gebe ich nicht zu," warf Rußland ein. „Deutschland hätte uns einen Freund des Friedens schicken sollen. Mein allergnädigster Zar ist von Ihrer Broschüre sehr unangenehm berührt worden."

„Freilich —" entgegenete Herr v. Stengel.

„Das bestreite ich entschieden," brauste Rußland auf.

v. Stengel: „Allerdings —"

Rußland: „Auch das ist nicht stichhaltig."

v. Stengel: „Als —"

Rußland: „Das habe ich schon früher widerlegt."

v. Stengel: „Jedem —"

Rußland: „Sie betreten einen Ton, auf dem ich Ihnen nicht folgen kann. Es bleibt dabei, daß ein Mißgriff zu beklagen ist."

v. Stengel: „Keinenfalls —"

Rußland: „So viele Worte, so viele Irrtümer. Ich sehe, daß ich mit Ihnen über diese Frage nicht ins Klare komme und kann nur sagen: Keine Rose ohne Stengel."

Damit war die Unterredung zu Ende.

Nun stellt es sich auch als sehr störend heraus, daß einige Länder und Fürsten nicht eingeladen worden sind, so: die südafrikanischen Republiken, der Sultan von Marokko, der Emir von Afghanistan, der König Stumm, der Mikado von Sullivan, der Alpenkönig, die Haberfeldtreiber und andere. Dagegen sind Einladungen aus Rußland an Adressen abgegangen, die augenscheinlich mit völliger Unkenntnis geschrieben worden und natürlich als unbestellbar durch die Post zurückgekommen sind. Ich nenne nur die Einladung an die Großherzogin von Gerolstein, den Fürsten von Thoren, den König Midas von Heiberg, den König Marke, die Ghibellinen und Guelfen, den König Lear, den Tyrann von Mottenburg und manche andere, von denen man in Rußland nicht viel mehr als den populären Namen gekannt hat.

Nun ist denn die Friedenskonferenz eröffnet, und wir dürfen auf die Ergebnisse gespannt sein. Die Stimmung ist nicht die beste, doch darf man die Hoffnung nicht aufgeben, daß sie sich im Lauf der Verhandlungen verschlechtern wird. Die Bevölkerung ist freudig bewegt und drängt sich in lebhaft holländisch debattierenden Gruppen vor den verschlossenen Thüren. Tritt einer der Bevollmächtigten heraus, so sucht man zu erraten, wer es sei. Als heute der persische Delegierte in seiner phantastischen

Tracht das Haus verließ, rief alles: Hoch Frau v. Suttner!, bis der Verwechselte, Graf Mirza Rizo Khan, etwas unmutig an den Griff seines unheilbar krummen Säbels griff.

VI.

Haag, den 20. Mai 1899.

W. Nach und nach merkt doch Jeder, der in der Nähe des Friedensschauplatzes weilt und sich in dem Schatten sonnt, welchen das große Ereignis nicht nur voraus, sondern nach allen Seiten wirft, daß die Friedenskonferenz doch mehr ist als eine Vereinigung von Männern, welche die ihnen bewilligten Diäten als Delegierte derart verzehren, daß auch nicht ein Pfennig, ein Kreuzer, eine Kopeke, eine Drachme, ein Centime, und wie die kleinste Münze heißen mag, übrig bleibt. Pessimisten, Gegner des Zaren und Sozialisten, wie sie hier vorgestern Abend unter der Führung des Herrn Niewenhuis (sprich: Niewenhuis), des holländischen Liebknecht, tagten, sind geneigt, das Ganze als eine Farce oder ein ähnliches zur Füllung von Geflügeln und Fischen bestimmtes Gemisch hinzustellen. Das ist richtig das Falsche. Natürlich werden wir morgen noch nicht abrüsten und alle Kriegsminister pensionieren. Auch wird man noch hier und da Waffen schmieden, so lange sie warm sind, und ich erkläre mich bereit, augenblicklich mit Krupp zu tauschen, wenn er Lust haben sollte, Kriegsberichterstatter zu werden und mich sein Vermögen nutznießen zu lassen. Aber es will mir

scheinen, als verlöre Europa allmählich die Ähnlichkeit mit der Kalodontdame, der Schönen, die nun schon seit Jahren die Zähne zeigt. Das geht nicht so, wie der Zieten aus ten Bosch, um mich eines holländischen Ausdrucks zu bedienen. Morgen würde der Kapuziner in „Wallenstein's Lager" noch nicht sagen können:

„Es ist eine Zeit ohne Pulver und Schrot,
Am Himmel geschehen Zeichen und Wunder,
Und aus den Wolken, rosarot,
Hängt nun der Friedensmantel 'runter."

Aber daß wir allmählich auf der Bahn der Kriegsbereitschaft uns — verzeihen sie das harte Wort! — der Weiche nähern, um in die Friedensbereitschaft abzuschwenken, das wird selbst Herr von Stengel nicht leugnen, dieser Broschürer der Flammen, welche die Zinsen des Nationalreichtums verzehren.

„Mir!" Dieses Zauberwort, das einst der Großfürst Nikolaus Nikolajewitsch den russischen Truppen nach dem russisch-türkischen Kriege zurief, ist jetzt in aller Munde. Mir heißt in russischer Zunge: Frieden. In meinen Augen und Ohren ist Mir ein deutsches Wort, und es ist ja nicht zu bestreiten, daß unser Kaiser zuerst den Frieden in Worte gekleidet hat, so daß die Welt ihn einen Friedenskaiser nennt. Aber damit will ich dem Zar doch nicht das Verdienst schmälern, daß er zugleich der Zimmermann war, der dem Mars zeigte, wo er das Loch gelassen hat. Auch er hat von Mir gesprochen. Auch er hat der Überzeugung Ausdruck gegeben, daß die Völker nur gedeihen können, wenn sie in Mir neben einander leben. Mir

sei mit euch! so übersetzte der Zar, den man so lange als Singular der Zähren bezeichnet hatte, das herrliche Bibelwort. Die Welt lechzt nach Mir, sagte sich der Zar, und davon war und ist er doch nun einmal überzeugt, und aus dieser Überzeugung heraus kreißte der einst feuerspeiende Berg, der nun die Konferenz gebar, welche ich jetzt die Mirskonferenz nennen möchte.

Eine interessante Erscheinung dieser in ihrer Art einzigen historischen Konferenz sind die Damen. Schon daß sie unter dem Szepter einer Königin, welche von ihrer Mutter umgeben ist, tagt, stimmt so ganz zu der Aufgabe dieser Delegierten, welche den Frieden zur Welt befördern wollen und welche ich daher schon gestern die Hebemänner oder Wehväter des Friedens hätte nennen können, wenn ich nicht ausschließlich mit geborenen Haagern verkehrt haben würde. Über den der Frau v. Suttner gebührenden Titel war man sich in der ersten Sitzung, der sie beiwohnte, noch nicht einig. Einige wollten sie die Mutter des Friedens nennen, aber das ging nicht,, da man nicht wußte, wer als Vater des Friedens gelten konnte. Ich schlug den Krieg vor, denn der Krieg schafft den Frieden, aber man wendete mir ein, daß doch Frau v. Suttner immer dem Krieg den Rücken zugekehrt habe. Andere schlugen vor, sie die Schwester, die Tante, die Base, die Cousine, die Braut, die Schwieger- oder die Großmutter des Friedens zu betiteln, aber man hat sich nicht zu einigen vermocht, und so weiß man eigentlich nicht, als was denn eigentlich Frau v. Suttner sich hier aufhält. Die Holländer nennen sie einfach die Waffenniederländerin, um

sie gewissermaßen zur Landsmännin zu stempeln, worin sie dadurch bestärkt werden, daß sie Bertha heißt, wie die Braut des Propheten von Leyden. Damit aber ist die Suttnerfrage nicht gelöst, und die Delegierten streiten sich wegen dieser Frage in ihren Mußestunden fortwährend, ohne zu einem Beschluß kommen zu können.

Hierher gehört auch die Meldung, daß Frau Professor Selenka aus München angekommen ist, welche den Konferenz-Delegierten zwei Waggonladungen Sympathiekundgebungen überbringt, die aus vielen hundert Frauenversammlungen in den verschiedensten Ländern der Erde stammen. Selbst Japan und Neuseeland sind vertreten, wahrscheinlich haben auch ihre Sympathie kundgegeben: Die lustigen Weiber von Windsor und die von Georgien, die Weiber von Weinsberg, die sieben Mädchen in Uniform, die Schwätzerinnen von Saragossa, Hasemann's Töchter, die Damen der Halle, die wohlthätigen Frauen u. s. w. Die Delegierten werden ja zu bedauern sein, da sie unmöglich alle diese Dokumente und Namen werden lesen können, aber das ändert nichts an der Thatsache, daß die armen Frauen aller Länder den Wunsch nach endlichem Frieden haben. Sie wissen, was Krieg heißt. Wie schwer wird es ihnen zuweilen gemacht, den Frieden aufrecht zu erhalten! Die Eine muß immer mit ihrem Gatten und dann und wann mit ihrer Köchin zanken, die Andere wird von einem Hausfreund durch diplomatische Ränke gezwungen, ihren nichtsahnenden Mann zu hintergehen, die Dritte wird in ihren Sorgen um das Wohl ihres Rades von ihrem plötzlichen Interesse für den

Heerdsport empfindlich gestört. Diese Störungen sind die Feinde ihres Friedens, und ich kann nichts mehr begreifen als die von den Frauen aller Länder unterzeichneten Eingaben an die Friedenskonferenz. Die dankbaren Delegierten singen denn auch bei ihren vielen gesellschaftlichen Zusammenkünften ein gemeinsames Lied, in welchem es heißt:

Für uns alle wär's ein Grau'n,
Die wir hier zusammen kamen,
Fehlten uns die holden Frau'n.
Kein Vergnügen ohne Damen!

Frauen sind doch gar zu schön,
Wenn wir Herr'n mit stolzen Namen
Auch ganz nett sind anzuseh'n.
Kein Vergnügen ohne Damen!

Darin stimmen wohl allein
Alle wilden mit den zahmen
Delegierten überein:
Kein Vergnügen ohne Damen!

Ihre holde Gegenwart
Sorgt, daß wir hier nicht erlahmen
In der Arbeit schwerster Art.
Kein Vergnügen ohne Damen!

Schwingt die Mütze und den Fez
Zu der besten der Reklamen:
Nein, es wäre der Kongreß
Kein Vergnügen ohne Damen!

Die drei Kommissionen des Friedenskongresses sind gestern zusammengesetzt worden. Die erstere hat sich mit der Einschränkung der Rüstungen zu beschäftigen. Hier wird die angenehmste Arbeit sein. Jeder Staat wird erklären: „Wenn alle Staaten abrüsten, rüste auch ich ab.“ Nach erfolgter Einstimmigkeit findet zur Feier dieser eminent friedlichen Kundgebung ein Festessen statt, dem sich ein großer Ball bei der Königin anschließt. Am andern Morgen Parade und dann Frühstück bei dem österreichisch-ungarischen bevollmächtigten Botschafter Grafen von Welsersheimb, um sechs Uhr Diner beim Bevollmächtigten Deutschlands Botschafter Grafen Münster. Hierauf Galavorstellung im Königlichen Theater: je ein Akt aus „Feldlager in Schlesien“, „Die Franzosen in Algier“, „Trauerspiel in Tirol“ und Shakespeare's „König Heinrich der Fünfte“. Am darauf folgenden Tage gemeinsame Radlertour der Delegierten, nachdem ein Frühstück bei dem türkischen Bevollmächtigten Turkhan Pascha mit Rot- und Rheinwein, Sekt, Schnaps und Bier (s. übrigens meinen Bericht vom 14.) stattgefunden hat. Abends Feuerwerk, darstellend das Emporblühen Moskaus unter Napoleon dem Ersten, aufzufassen als Kompliment Rußlands an die Franzosen für deren Erscheinen in der Friedenskonferenz. Über die anderen Kommissionen in meinem nächsten Bericht.

VII.

Haag, den 23. Mai 1899.

W. Wie ich zu Ihrem Leidwesen höre, haben Ihre Pfingsttage alle Erwartungen untertroffen. Jupiter mit dem allgemein unbeliebten Epitheton Pluvius soll, was vom Himmel konnte, mit Mollen gegossen und ein kalter Äolos durch Stadt und Land wie mit den Wölfen geheult haben. Hier fand au contraire das Gegenteil statt. Helios durchleuchtete mit seinem wärmenden Wagen unsere ganze Gegend, alles grünte und blühte, die Käfersammler hielten reiche Ernte und die lieblichen Vögel trillerten, daß sie ihr eigenes Lied nicht hören konnten. Das ließen sich die Delegierten nicht zweimal sagen, und sie machten Ausflüge. Schweden und Norwegen nahmen Persien in die Mitte, die Vereinigten Staaten von Nordamerika thaten ein Übriges und luden das arme Spanien zum Bummeln ein, so daß Spanien sich ganz der Freude hingeben konnte, einmal die Zeche nicht bezahlen zu müssen. Serbien, Rumänien und — verzeihen Sie das harte Wort! — Bulgarien nahmen sich zusammen einen Wagen und fuhren ins Freie, und der Dreibund hatte eine viersitzige Equipage gemietet und Frankreich eingeladen, das aber (sic!) gedankt hatte. Dies machte einen

so keinen guten Eindruck, daß er über das Pfingstfest hinaus nicht zu verwischen sein dürfte.

Ein rechtes Festgespräch bildete die Nachricht aus Rußland, daß der Zar wiederum einen humanen Gedanken gehabt hatte: es soll nicht mehr nach Sibirien transportiert werden. Allgemein wird anerkannt, daß dem Kaiser von Rußland ungemein viel einfällt, was die Menschheit schon seit Jahrhunderten vergeblich wünschte. Freilich nicht zur Freude solcher Staaten, welche noch barbarisch regiert werden. So soll Persien gestern bei Tisch zu China gesagt haben: „Mein lieber Yang-Yü" — so heißt der Bevollmächtigte des chinesischen Reichs, — „ich fürchte, Seine Majestät der Kaiser von Rußland wird uns noch viel zu schaffen machen, denn der erhabene Herrscher wird sich allmählich zu einem Empereur terrible auswachsen. Dies ewige allerhöchste Geruhen, über die Stränge zu hauen, gestern den Krieg, heute Sibirien und morgen vielleicht gar die Knute abzuschaffen, das kann doch unmöglich so weiter gehen. Ich zittere vor übermorgen. Wissen Sie, was das Ende sein kann? (China verneinte.) Ich will es Ihnen sagen. Eines Tages wird der Selbstherrscher aller Reußen, den der Himmel noch lange in Gnaden erhalten möge, erklären, nun müsse auch die Monarchie aufhören, wenn sie auch von den Romanow gegründet worden sei. Er wird sich also vom Thron stoßen, sich dessen verlustig erklären und unter die Nihilisten gehen. Denken Sie sich den erhabenen Monarchen, den das Volk Väterchen nennt, wie er lebendige Dynamitbomben wirft und Zarskoje-Selo in die Luft sprengt!" Welch eine Auffassung! Andere Delegierte,

Lebemänner in Diplomatengestalt, faßen den Entschluß des Zaren ganz anders auf. Sie meinen, Sibirien sei früher vielleicht eine öde Landschaft gewesen, eine ewige Winterfrische, jetzt aber sei die Provinz durchaus civilisiert und der Deportierte lebe dort sicherer als z. B. in Monte Carlo, wo er sein Geld verlieren und sich gezwungen sehen könne, sich eine Roulettekugel durch den Kopf zu schießen. In dieser Weise wird der hochherzige Entschluß des Zaren verkannt!

In meinem vorigen Bericht sprach ich von den Kommissionen, welche der Friedenskongreß niedergesetzt hat. Aus der ersten, die über die Abrüstung verhandelt, teilte ich Ihnen bereits einiges mit. Nun höre ich, daß noch folgende Konzessionen zu erwarten sind.

England will sämtliche Patrontaschen verkleinern, wenn die jetzt im Gebrauche befindlichen durch neue ersetzt werden müssen. Der Bevollmächtigte Sir Julian Pauncefote hofft durch diesen Vorschlag zu beweisen, daß sein Land mit Recht den Titel Groß- und nicht Kleinbritannien trage, und nimmt an, daß Europa in diesem Entgegenkommen den guten Willen Englands erblicken werde, dem Mars eines der wirksamsten Beine zu stellen.

Spanien erklärt sich bereit, auf eine neue Flotte zu verzichten, zu welcher dem Lande die Mittel fehlen. Das Land habe zu seinem Schaden zu spät eingesehen, daß der Schwächere im Kriege von zwei Wegen, die zum Verderben führen, den kürzeren ziehe, und daß unter allen Winden, nach denen die spanische Armada nun zum zweiten Mal geflogen (siehe Schiller's

unüberwindliche Flotte), kein einziger sei, den man säen kann, ohne Sturm zu ernten (siehe Hosea 8, 7). Es thut dem spanischen Königreich recht leid, daß der ewige Frieden nicht acht Tage vor dem Beginn des spanisch-amerikanischen Krieges ausgebrochen sei.

Frankreich will auf dem Altar des Friedens einen Knopf (Bouton) opfern. Es sieht ein, daß seine Soldaten keinen einzigen überflüssigen Knopf an der Uniform tragen, aber die Republik möchte doch mit Einem Schlage (coup d'apoplexie) der Welt beweisen, daß sie trotz aller Gerüchte nicht daran denke, ein Wässerchen (l'eau petite) zu trüben, um darin zu fischen.

Bulgarien will zehn gegen eins wetten, daß es keinen Krieg gegen Europa anfangen wird.

In Anbetracht der Argusaugen, welche auf die verschlossenen Thüren der Konferenz gerichtet sind, ist diese Mitteilung schon keine Kleinigkeit. Ich verdanke sie der liebenswürdigen Indiskretion eines Hausdieners des Huis ten Bosch, der zu meiner großen Freude immer Leibschmerzen hat und den ich zu einer Flasche Boonekamp of Maagbitter lud, an deren Ende er, da er mir wohl die völligste Unbestechlichkeit anmerkte, gesprächig wurde. Er erzählte mir auch etliche Anekdoten, die es wohl verdienen, vor der Nässe des Lethe bewahrt zu werden.

Es war auf der Soirée unseres Grafen Münster. Da stand ein Buffet aufgeschlagen, das unter der Last der Delikatessen ganz verbogen war. Der Professor Dr. Freiherr v. Stengel beklagte sich laut: „Ich bekomme nichts." Das hörte der

der österreichisch-ungarischen Delegation attachierte Professor Dr. Lammasch und sagte: „Sie Ärmster, und sie sind so ein Freund von Kriegen!“

Man lachte. Der Bevollmächtigte Rußlands, v. Staal, ersuchte, ihm den Spaß zu erklären. Aber das war schwer, denn Krieg heißt russisch: Wojna.

* * *

Der chinesische und der spanische Bevollmächtigte, der Botschafter Yang-Yü und der Minister Herzog von Tetuan, gingen in die Stadt, um holländische Zigarren zu kaufen. Als sie dies dem ihnen begegnenden schweizer Bevollmächtigten, Gesandten Dr. Roth, mitteilten, sagte dieser: „Gut, so werde ich Sie zu einer bedeutenden Niederlage führen.“

Aber die beiden Herren gingen beleidigt davon. Tableau.

* * *

Der englische Delegierte, Sir Henry Howard, ging mit dem dänischen Bevollmächtigten, Kammerherrn Bille, in die Sitzung, als ihnen ein Mann seinen Hut entgegenstreckte, „Wer ist der Mann?“ fragte der Engländer. „Ein Bettler,“ antwortete der Däne. Ganz erstaunt rief der Engländer, der an das Wort Battle dachte: „Also ein General!“ Der dänische Kammerherr lachte derart, daß auch er dem Bettler nichts gab. Auch der Bettler mußte lachen.

* * *

Der Ball bei dem holländischen Minister de Beaufort war sehr glänzend, selbst höchste Tanzbeine wurden eifrig geschwungen und die verkrüppelten Füße der Chinesen sprangen

wie dünne Glasscheiben in einem Schadenfeuer. Da trat der türkische Delegierte Mehemed Pascha auf eine reizende Haagerin zu und forderte sie zu einem Walzer auf.

„Sie tanzen Walzer?“ fragte ihn die Schöne.

„Warum nicht?“ rief der Türke in seiner goldenen Hornsprache.

„Nun,“ sagte naiv die Dame, „Sie sind ja Contre-Admiral!“

Das ist Mehemed Pascha allerdings, doch mußte er lachen, daß er sich seinen Roßschweif halten mußte. Dann aber drehte sich das Tanzpaar wie eine Donnerwetterfahne durch den glänzenden Saal.

* * *

Der Bevollmächtigte von Siam, der Botschafter Phia Suryia, unterhielt sich mit dem deutschen Delegierten Professor Dr. Zorn. Im Laufe des Gesprächs hatte er ihm gesagt, daß Siam in diesem Augenblick eine böse Teuerung erlebe und eine Hungersnot fürchte.

„Da weiß ich einen guten Rat,“ rief der Königsberger Gelehrte, „dann stellen sie Siam auf den Kopf, und Sie haben es in Mais verwandelt.“

Der Siamese dankte verbindlichst, ohne zu ahnen, daß ihm zur Hebung der Not eine Revolution empfohlen worden war. Wenn er dies verstanden hätte, so hätte er dem Ratgeber nach einer alten siamesischen Landessitte den Kopf behutsam vor die Füße legen müssen.

* * *

Ich werde meinen Lesern nächstens mehr heitere Episoden aus dieser welthistorischen Versammlung mitteilen, so weit mir dies eine gewisse Zurückhaltung erlaubt. Erst jetzt wird es lebendig, und es wird sich noch Vieles ereignen, was des Schweißes der edlen Berichterstattungskunst wert sein wird.

VIII.

Haag, d'n 30. Mai 1899.

W. Immer verſchloſſener werden die Thüren des Saals, in welchem die Delegierten aller mehr oder weniger Großmächte die Steine, aus welchen der Friedenstempel gebaut werden ſoll, den Felſen hinaufwälzen und die Fäſſer mit Waſſer zu füllen ſuchen, zu welchem endlich alle Kriegsgelüſte werden ſollen. Mich läßt dies kalt, als ſchrieben wir nicht Mai, ſondern Januar. Ich teilte allerdings bereits mit, daß mir gegenüber ſelbſt den zugeknöpfteſten Delegierten die Knöpfe nichts nützen. Ich erfahre alles, was ich wiſſen will. Für mich gibt es keine Geheimniſſe der Diplomaten, und was ihre Schliche betrifft, ſo komme ich hinter ſie, wie die Regimentsmuſik hinter die Tamboure. Da wäre ich denn doch nur ein halber Berichterſtatter und nicht wert, daß der Hund, auf den ich gekommen wäre, ein Stück Brot von mir nehme, wenn mich verſchloſſene Thüren hinderten! Wie ich alſo lache, wenn ich an die Rosa denke, unter welcher die Delegierten verhandeln, das vermag ich mit dem beſten Willen nicht zu ſchildern, denn das Siegel der Verſchwiegenheit dieſer Konferenz iſt mit großer

Leichtigkeit von mir — verzeihen Sie das harte Wort! — gebrochen.

Es wird meine geehrten Leser vielleicht interessieren, zu hören, daß ich mich den Delegierten gegenüber ebenso in Schweigen hülle, wie sie es der Presse gegenüber thun. Einem dieser Herren, den ich nicht nennen will, war dies gestern sehr unangenehm, als ich ihn in einer Gesellschaft traf und er von mir mancherlei wissen wollte. Es entspann sich zwischen uns nun das folgende Gespräch.

Finden Sie es hier nicht sehr warm? fragte er mich, als er mir vorgestellt worden war.

Ich antwortete: Mein Herr, ich gehöre zur Presse und habe beschlossen, gegen die Mitglieder der Konferenz alles ebenso wie sie geheim zu halten.

Das ist doch etwas anderes. Ihnen ist ja die Diskretion nicht zur Ehrensache gemacht.

— Ich kann Ihnen darüber nichts mitteilen.

Ich will nicht in Sie dringen.

— Das würde Ihnen auch nichts helfen.

Ich ehre Ihr Schweigen, aber eine so gleichgiltige Frage wie meine, ob Sie es hier nicht sehr warm finden, kann doch unmöglich so ernst genommen werden.

— Warum nicht ernst? Sie machen doch auch keine Ausnahme.

Sie sind verstimmt.

— Ich kann dies weder bejahen, noch verneinen, so lange Sie Mitglied der Friedenskonferenz sind.

Aber wie spät es ist, das könnten Sie mir doch sagen.
— Nein, das ist mein Geheimnis.

Damit schloß die peinliche Unterhaltung, aus der dieser Delegierte gelernt haben wird, welch einen unangenehmen Eindruck die Verschwiegenheit der Konferenz auf mich macht.

Die Abrüstungskommission ist in voller Arbeit. Ich habe schon einiges aus derselben mitgeteilt. Wie mir jetzt der dem Schlüsselloch nahestehende Diener sagt, hört er drinnen sehr viel lachen. Nur manchmal vernimmt er ein Kichern, daß er mitkichern muß. Als er vorgestern den Saal betrat, um einige Flaschen Fachinger hineinzubringen, sah er einen Delegierten, der sich so scheckig gelacht hatte, daß er ihn nicht wiedererkennen konnte, und hörte, wie ein zweiter Delegierter zu einem dritten sagte: Erlauben Ew. Excellenz, daß ich Ihnen den Bauch halte? für welche Frage er heute den Orden Iwans des Schrecklichen zweiter Klasse bekam. Gestern habe ich mich davon überzeugt, daß der Diener mir nicht etwa einen Elephanten aufgebunden hatte, der eigentlich eine Mücke gewesen war. Denn die Delegierten machten den Eindruck auf mich, als hätten sich auch diejenigen, welche gar keinen Buckel hatten, diesen vollgelacht, und einige schienen ihr stürmisches Lächeln nur erhalten zu haben, um ihre Gedanken zu verbergen. Der geborene Diplomat hat eine ganz interessante Manier, öffentlich sich vor Ernst förmlich zu schütteln, wenn er eigentlich lachen möchte, daß der ganze misera und contribuens plebs wackelt. Er leitet oft Rührung von rire ab, indem er sich gerührt stellt, um nicht eine laute Lache derart aufzuschlagen, daß sie weithin schallt, und wenn

ſein Auge thränt, ſo weiß man nicht, ob er ſeinen Thränenſack vor Lachen oder Weinen leert. Nur in der Abrüſtungsfrage machen die meiſten Staatsmänner aus ihrem vollen Halſe, aus dem ſie lachen, keine Mördergrube. Man weiß nur nicht, ob ſie die Frage komiſch finden oder einfach burlesk. Es iſt dies ein Beweis dafür, daß es in der diplomatiſchen Welt noch immer ehrliche Männer gibt, deren ſich die älteſten Leute, welche noch den ſeligen Metternich gekannt haben, bekanntlich nicht zu erinnern vermögen.

Allerdings glaubt man im Volke noch immer an die Abrüſtung, wie an die Dreizehn bei Tiſch, an den Teufel, an Liebesſchwüre, an Bleigießen, an das Schwein und an andere überirdiſche Dinge. Davon kann ich ein Anekdötchen ſingen. Geſtern ſaß ich bei Tiſch, mir gegenüber ein Herr, der in holländiſchem Käſe machte. Er erzählte mir, er ſei Reſerveleutnant und habe eine Frau und ſechs Würmer. Das letztere iſt mir bei Käſeimporteuren nicht angenehm, aber er machte doch einen freundlichen Eindruck auf mich, und ſo war ich denn weiter faſt ganz Ohr. „Es wäre ja ganz entſetzlich," rief er verzweifelt, „wenn das Heer ein Ende fände, denn wenn dann ein aktiver Leutnant ſchon nichts mehr iſt, was wäre dann erſt ein Reſerveleutnant wie ich!" Ich tröſtete ihn: „Nun, Sie ſind dann immer noch ein Reſervenichts", das aber beruhigte ihn durchaus nicht, bis ich ihm dann ehrlich ſagte, die Abrüſtung würde nicht ſo heiß beſchloſſen, wie ſie gekocht ſei, und es würde noch mancher Staatsmann die Treppen des Hui ten Boſch herunterlaufen, bis die Armee auf den letzten

Füßen stehe. Er atmete so tief auf, daß es eine Weile dauerte.

Die Delegierten sind von der Liebenswürdigkeit der Königin geradezu hingerissen. Von dieser Liebenswürdigkeit mögen folgende Züge ein vollgiltiges Zeugnis ablegen.

Am vorigen Mittwoch fand bei Hof ein außerordentlich glänzender Empfang statt. Aber die Königin tanzte mit keinem einzigen der Delegierten, weil sie fürchtete, sie tanze ihnen nicht gut genug. Selbst für die Polonaise war sie nicht zu haben, obschon sie ihnen doch jedenfalls gut genug gehen kann. Alle Staatsmänner waren von so viel Bescheidenheit einer Königin auf das Tiefste gerührt. „Unsere Kaiserin", rief der chinesische Bevollmächtigte aus, „läßt täglich, so wahr Kong-fu-tse lebt, mehr Menschen hinrichten, als diese holde Königin Hollands dekoriert, die doch jedenfalls genug Unterthanen hat, um immerhin einige täglich vom Leben zum Block führen lassen zu können. Der Scharfrichter ist ihr eben nicht in die Wiege gelegt wie unserer erhabenen Kaiserin." Alle umstehenden Diplomaten wünschten dem Chinesen Glück zu diesem scharfen Einblick in den Charakter der Königin.

Auch gegen die Presse erweist sich die Königin als hohe Gönnerin. Da die Berichterstatter von der hier besonders laut rasselnden Hofetikette von allen Hoffesten ausgeschlossen sind, so hat die Königin Befehl gegeben, für die Journalisten Stühle vor die Thür zu stellen, damit sie nicht behaupten müssen, man habe sie draußen stehen lassen. Sie haben be-

schlossen, am Schluß der Konferenz eine Dankadresse an die Königin zu richten.

Auch um die Gäste ist die Königin in der reizendsten Weise besorgt. Da jeden Tag Fürstlichkeiten und Bevollmächtigte eintreffen können, welche nach exotischer Landessitte, wenn auch nicht halbnackt, so doch nur halb bekleidet erscheinen, so hat die jugendliche Herrscherin in ihrem Schloß ein Zimmer einräumen lassen, in welchem solche streng nach der Mode entkleidete Herren die fehlende Garderobe finden, bevor sie die Festräume betreten. Sie haben den Dienern nur eine Garderobenummer zu geben, auf welche diese Diener dann, wenn das Fest zu Ende ist, die Kleidungsstücke von den betreffenden Gästen zurückfordern. Hierfür wird von den Dienern nichts bezahlt.

Natürlich sind auch, und gleichfalls in der artigsten Weise, Formen vorgesehen, durch welche die fürstlichen Mitglieder der Friedenskonferenz oder solche Besucher, welche über Nacht zur Herrschaft gelangen können, vor den Folgen eines Verliebens in die bekanntlich noch völlig unverheiratete Königin bewahrt werden. Ständchen, Blumengaben, namentlich solche mit Versen, Seufzer, Anschmachten, Stehenbleiben und Nachgucken sowie das Alleinirren, Weinen und das Fliehen der wilden Brüderreihen sind untersagt. Heiratsanträge sind überhaupt verboten. Dagegen wird dergleichen von Seiten blos blaublütiger Bevollmächtigter überhaupt nicht erwartet, da die Königin vorkommenden Falles sofort einen anderen Delegierten von dessen Staat verlangen und dem Verliebten zum Abschied

einen höheren Orden verleihen wird. Schwört einer der Herren, sich, wenn er nicht erhört würde, auf irgend eine ritterliche Art ums Leben zu bringen, so wird er von der Polizei angewiesen werden, seinen Schwur nicht innerhalb der niederländischen Grenzen zu halten. Dies alles mag befremdlich klingen. Man darf indeß nicht vergessen, daß die Königin eine Dame ist, welche nach eigener Wahl über ihre Hand verfügen wird, da sie vor allem darauf Rücksicht zu nehmen hat, daß sie ihrem Volke einen würdigen Landesvater zuführen soll.

Über das Verhalten der Konferenzmitglieder auf diesem Gebiet gegen die Königin-Mutter ist auffallenderweise keine Verfügung erlassen worden.

IX.

Haag, den 11. Juni.

W. Das Knie — ich spreche natürlich von einem männlichen — soll noch erst gefunden werden, über welches sich eine so große Aufgabe, wie die Errichtung des ewigen Friedens, brechen ließe. Man wird mir zugeben, daß es ein unbilliges Verlangen wäre, eine Stadt wie Rom an einem Tage zu bauen. Dazu gehört denn doch mehr als eine Reihe von sieben Hügeln. Ist ein Ding gut, so will es Weile haben. Festina mit Lente! Das ist ein wahres Wort. Als die Friedenskonferenz zusammentrat, glaubten alle Sporne, die nur halbwegs heiß waren, nun werde die Thür des Janustempels überhaupt sich nicht wieder öffnen, es gehöre der Erisapfel fortan zu den seltesten Delikatessen und die letzte Fackel der Zwietracht sei verlöscht. Das war natürlich falsch. Denn seit es Menschen giebt, existiert auch der Krieg. Schon als es noch keine Waffen gab, griff der eine zur Schleuder, der andere zum Eselskinnbacken, den Gegner zu vernichten, und nun sollten die Jahrtausende alten Haare, in denen sich die Menschen ununterbrochen liegen, wie ein Gott aus der Maschine ausfallen? Das war doch ein unbilliges Verlangen.

Die Friedenskonferenz kann so wenig zaubern, wie es ein Taschenspieler kann. Sie hat keine Wünschelrute, die sie dem Krieg geben könnte, bis er zu wüten aufhört. Sie kann nicht zu jedem Sesam sagen, er solle sich öffnen. Aber sie hat doch den ersten Schritt gethan, um in den Schweiß der Edlen zu kommen, dessen, wie es Klopstock versichert, die Unsterblichkeit wert ist, und mit diesem ersten Schritt ist der Bann — verzeihen Sie das harte Wort! — gebrochen.

Freilich, von Abrüstung ist nicht mehr die Rede. Wenn die Delegierten das Wort Abrüsten hören, so werden sie unruhig und sind verletzt. Sie halten die Zumutung, für Abrüstung stimmen zu sollen, für eine persönliche Beleidigung, die nur mit Stirnrunzeln abgewaschen werden könne. Die Straßenjungen nicht nur, sondern auch die Straßenalten haben sich dieser Thatsache bemächtigt und necken die hohen Staatsmänner auf der Straße mit dem ihnen höchst fatalen Wort. Sie singen die Bevollmächtigten an:

Giebt's denn hinieden
Keinen Stuhl für den Frieden?

Und namentlich der russische ist sehr gekränkt, wenn er singen hört:

Giebt es denn hier
Keinen Stuhl für Mir?

Ich habe schon mitgeteilt, daß Mir russisch ist und der Frieden heißt, und dieses deutsch klingende Wort bildet denn auch die Handhabe zu den allerleisten Anspielungen, mit welchem die Delegierten aus der Haut gefahren werden. Als neulich einer dieser Herren auf die Frage nach seinem Befinden

antwortete: „Mir geht es gut“, wurde ihm geantwortet, man behaupte in Europa das Gegenteil, man sage, es gehe Mir durchaus nicht gut. In dieser und ähnlicher Weise äußert sich hier die gereizte Stimmung.

Viel weiter ist man mit dem Schiedsgericht gekommen. Aus einer als indiskret bekannten Quelle habe ich das folgende zu erfahren gesucht:

In dem Moment, wo der Horizont zweier Nationen von schwarzen Punkten getrübt erscheint, wird das Schiedsgericht eingeladen, im Haag zusammenzutreten.

Damit die übrigen Nationen die Überzeugung gewinnen können, daß es sich nicht um eine Komödie handle, wird Bertha v. Suttner beauftragt, die betreffenden Telegramme an die Schiedsrichter im Haupttelegraphenamt aufzugeben.

Alsdann verfügen sich die Schiedsrichter auf dem kürzesten Wege nach dem Haag. Denselben wird, da man auf eine rasche Entscheidung hofft und rechnet, ein größerer Vorschuß auf die Diäten nicht gewährt. Dagegen wird ihnen ein Orden von jeder in Zwietracht geratenen Nation zugesichert, damit sie nicht etwa eine dieser Nationen, welche vielleicht mit ihren Rüstungen nicht ganz fertig ist, in ihrem Spruch besonders begünstigen.

Der erste Schuß gilt als Zeichen der Eröffnung der ersten Sitzung des Schiedsgerichts. In dieser ersten Sitzung findet die Wahl des Vorsitzenden und der übrigen Mitglieder des Bureaus statt, worauf der erste Gegenstand der Tagesordnung

„Feststellung eines gemeinsamen Kostüms bei offiziellen Hoffestlichkeiten" erledigt wird.

Die Berichterstatter der Presse sind von den Sitzungen des Schiedsgerichts ausgeschlossen, dürfen sich aber in der Nähe des Huis ten Bosch aufhalten.

Vor der Eröffnung der Feindseligkeiten macht das Schiedsgericht die beiden feindlichen Nationen auf die Folgen einer Niederlage aufmerksam und beschwört sie, es nicht darauf ankommen zu lassen.

Das Schiedsgericht sorgt dafür, daß in allen Läden, Hotels, Restaurants und Caféhäusern bunte Postkarten mit Darstellungen der Kriegsgreuel zu haben sind.

Nach der ersten Schlacht fragt das Schiedsgericht bei der siegenden Nation an, unter welchen Bedingungen sie sich bereit finden ließe, auf die Fortdauer des Kampfes zu verzichten.

Erfolgt keine Antwort, so wartet das Schiedsgericht die zweite Schlacht ab und teilt dies in einem Rundschreiben den sämtlichen Groß- und Kleinmächten mit. Dieses wird ausnahmslos eingeschrieben (rekommandiert) abgeschickt.

Hierauf stellt das Schiedsgericht fest, ob das Siegel, mit welchem seine sämtlichen schriftlichen Mitteilungen verschlossen werden, einen ruhigen Bach, an welchem ein lieblicher Knabe gelagert liegt, oder einen entkleideten Kriegsgott darstellen soll und sogleich in Arbeit zu geben ist.

Fährt die unterliegende Nation fort, ehrenvoll besiegt zu werden, so erteilt ihr das Schiedsgericht den Rat, nachzugeben. Lautet die Antwort der unterliegenden Nation, sie

sei mit Rat versehen, so drückt das Schiedsgericht sein aufrichtiges Bedauern aus und vertagt sich bis zur Beendigung des Krieges.

Zum Einzuge der Siegestruppen in die Residenz erhalten die Mitglieder des Schiedsgerichts und ihre Damen Karten zur Tribüne der höchsten Behörden, welche am Thor errichtet ist.

So viel über das Schiedsgericht. Auch das Bestreben, die Geschosse, wie überhaupt die ganze Kriegsführung gewissermaßen zu humanitäten, — ein neues Wort, auf das ich mir etwas einbilde, nämlich das Humanwerden, — hat einen Schritt vorwärts gethan. Alle Großmächte haben sich verpflichtet, ihre Truppen niemals

1. mit vergifteten Pfeilen zu bewaffnen, mit Geschossen also, welche die Getroffenen einem langjährigen Siechtum preisgeben,

2. keine Jungfrau an die Spitze der Armee zu stellen, da es allgemein bekannt ist, welchen Schaden Jeanne d'Arc den Engländern im fünfzehnten Jahrhundert zugefügt hat, indem sie ihnen einige Schlachten und Schiller den unsterblichen Stoff zu seiner romantischen Tragödie lieferte,

3. niemals die Ernten in Simsons Weise dadurch zu verwüsten, daß mehrere hundert Füchse, mit den Schwänzen zusammengebunden, an denen brennende Fackeln befestigt wurden, in die Felder getrieben werden, die selbstverständlich unrettbar verloren sind,

4. niemals die als trojanisches Pferd verpönte Kriegslist anzuwenden, um die Garnison einer Stadt, in die das künstliche

Roß gebracht worden, von den in demselben verborgenen Bewaffneten vernichten zu lassen.

Eine derartig rücksichtslose und von aller Kultur unbeleckte Kriegführung wird also in Zukunft fortfallen. Leider konnte aber England noch nicht veranlaßt werden, seine Dum-Dum-Geschosse fallen zu lassen. Diese Geschosse verwunden den Getroffenen schändlich, und die Friedenskonferenz beschloß daher mit 18 gegen 3 Stimmen, sie von der Kugelliste zu streichen. England erklärte aber, es habe zwar nichts dagegen, wenn im Kriege alle Großmächte das Scharfschießen abschafften, bis dahin aber könnte es seine Dum-Dum-Geschosse, welchen, wie man sieht, nichts als zwei m fehlen, um richtig benannt zu sein, nicht missen, und so sind diese schändlichen Kugeln zwar mit 15 Stimmen abgeschafft, werden aber nach wie vor im Kriege zur Verwendung kommen.

Was die Behandlung der Kriegsgefangenen betrifft, so soll diese gleichfalls im humanitären Sinn geregelt werden. Das ist allerdings keine leichte Aufgabe. Einer der italienischen Delegierten sagte: „Meine Herren, ich bin sehr dafür, daß die Gefangenen gut behandelt werden. Aber wie gut? Das ist doch die Frage. Wenn wir verlangen, daß der Gefangene während der Dauer des Krieges in einem guten Hotel untergebracht wird, freies Entree in alle Theater erhält, Taschengeld bekommt, auf einige Zeitungen seines Heimatlandes abonniert und im Radfahren unterrichtet wird, so ist doch die Gefahr vorhanden, daß ganze Regimenter direkt in eine feindliche Stadt marschieren und sich gefangen melden, um längere Zeit fern

vom Geräusch des Krieges ein angenehmes Leben führen zu können. Der Feind braucht solchen Gefangenen nur das Ehrenwort zu geben, seine humanen Verpflichtungen zu erfüllen. Da hörte der Krieg doch auf!“ Ein allgemeines Gelächter entstand. Ja, rief es von allen Sesseln, wir wollen ja doch, daß der Krieg aufhöre! Hierauf ergriff der russische Bevollmächtigte das Wort: „Meine Herren, ich werde meinem hohen Herrn Bericht erstatten. Allerdings wäre der ewige Frieden erreicht, wenn die Gefangenen so behandelt werden, daß sie nicht mit Rentiers tauschen. Dann würde jeder Krieg damit beginnen, daß beide Armeen auf die entgegengesetzte Seite marschieren und sich auf Gnade und Ungnade, in diesem Falle ja nur auf Gnade ergeben, so daß wegen der kostspieligen Behandlung einer so großen Zahl von Gästen die sogenannten Kriegführenden gezwungen werden, um jeden Preis Frieden zu schließen, um dem Staatsbankerott schleunigst auszuweichen. Wie ich den Zaren kenne, wird er in seiner ernsten Absicht, dem Krieg die Kehle zuzuschnüren, ausrufen: „Gewiß doch! Dieser schutka (Spaß) ist nicht so glupo (dumm), wie er aussieht. Gehen wir heran an den salo (Speck). Es wäre ja großartig, wenn sich die Völker einen Krieg wünschen, um einmal einige Wochen lang angenehm leben zu können!“

Ob der Zar so sprechen wird? Es bleibt abzuwarten.

X.

Herrn Wippchen in Bernau.

Nein, das geht nicht. Sie schließen in Ihrem jüngsten Bericht die Friedenskonferenz! Wir geben zu, daß Sie dies durch eine solenne Feierlichkeit thun, deren Beschreibung uns durchaus zugesagt hat, aber es handelt sich doch nicht darum, unseren Lesern ein glänzendes Bild Ihrer Phantasie zu liefern, sondern im Gegenteil eine Schilderung von glaubwürdigen Thatsachen, und so zwingen Sie uns zu unserem großen Verdruß, Ihren Artikel vorläufig zurückzulegen, wo wir uns doch so gefreut hatten, einen solchen aus Ihrer geschätzten Feder veröffentlichen zu können. Wir bitten Sie also, sich wieder an die Arbeit zu machen und uns einen verwendbaren Bericht

zu senden. Fast täglich erhalten wir Anfragen aus unserem Abonnentenkreis, welche lauten: „Schläft Ihr Korrespondent?“

Ergebenst
Die Redaktion.

* * *

Bernau, den 4. Juli 1899.

Ob Ihr Korrespondenz schläft? Ja, warum nicht? Wenn sich der alte Homer zuweilen dem erquickenden Bruder des Todes überließ, oder, um ganz prosaisch zu sprechen, dem Morpheus in die Arme sank, warum nicht auch ich, namentlich in dieser Jahreszeit, wo in der Blüte die Frucht, im Walde das Echo schlummert! Der Verräther ist es, der nicht schläft, ich aber verrate nichts als eine gewisse Müdigkeit in den Gliedern nach angespanntester Thätigkeit. Ich bitte Sie, dies Ihnen fragenden Abonnenten mitzuteilen, wenn Sie einmal wieder fragen sollten, ob ich schliefe. Aber mit meinem Schluß der Friedenskonferenz hat dies nichts zu thun. Sie ist zu Ende. Was kann denn noch kommen? Die Abrüstungsfrage ist zu allgemeiner Zufriedenheit des Herrn Krupp erledigt worden. Als der Präsident der Friedenskonferenz nach dem Schluß der Debatte sagte: „So bitte ich denn diejenigen Mächte, welche nicht zum Abrüsten geneigt sind, die Hand zu erheben“, da war der Raum über den Häuptern der Anwesen-

den derart mit rechten Händen überfüllt, daß dem Präsidenten ganz fleischfarben vor den Augen wurde, und daß er ausrief: „Ich sehe schwarz.“ Damit ist die Hauptfrage der Friedenskonferenz derart begraben, daß den Mitgliedern desselben nichts übrig bleibt, als sich selbst einen Stuhl vor die Thür des Hus ten Bosch zu setzen. Sie schließen ihre Koffer, bezahlen ihre Hotelrechnungen und reisen mit den Worten ab: „Der Krieg ist gesichert!“ Da dachte ich mir denn, es sei das Beste, der grausamen Friedenskonfernz genug sein zu lassen, so daß kein Leser mehr die Thorheit zu begehen Gelegenheit habe, sich Versprechungen von ihr zu machen, die er sich nicht halten könnte. Ihnen meine anderen Gründe darzulegen, unterlasse ich, da dies nur — verzeihen Sie das harte Wort! — abführen würde.

So schreibe ich Ihnen denn einen anderen Bericht. Freilich kann ich Ihnen nicht viel in Aussicht stellen. Ich dachte anfangs, Ihnen eine Prügelei zu senden, wie solche jetzt in manchen Parlamenten vorzukommen pflegt, aber ich unterließ dies doch, weil sich Thätlichkeiten, Mißhandlungen, Messerstechen und Faustkämpfe für eine Friedenskonferenz noch viel weniger eigneten, als für eine Debatte über eine gewöhnliche Regierungsvorlage. Auch sind die Mitglieder der Friedenskonferenz so gebildete Männer, daß ich sogar einen Wortstreit zwischen ihnen gestrichen habe, obschon ich es nur zu Schimpfwörtern wie: „Sie Friedenssatan!“ „Sie Schalmeienfritze“, „Palmenschuster“, „Ruhdaustister“ und ähnlichen hatte kommen lassen.

Noch eins. Ich stehe jetzt sehr früh auf. Kaum hat Aurora den ersten Hahn vernommen, so sitze ich schon mit der eingetauchten Feder am Schreibtisch. Niemals aber habe ich von dem Golde, das die Morgenstunde im Munde haben soll, etwas bemerkt. Ich bitte Sie daher, mir doch umgehend zwei Zwanzigmarkstücke als Vorschuß zu senden, damit sie in einer der nächsten Morgenstunden bei mir eintreffen.

* * *

Haag, den 3. Juli 1899.

W. Im Huis ten Bosch, in dem umgekehrten Janustempel, wird mit schöner Rüstigkeit weiter gearbeitet. Die Männer, in deren Togafalten das Wohl und Wehe der Zukunft liegen, lassen sich durch die lachende Sonne nicht in ihrer Ruhe stören, mit der sie auf ihrem Mandat sitzen, welches das Vertrauen der Fürsten in ihre Hände gelegt hat. Keiner von den Mitgliedern der Friedenskonferenz, die ich gesprochen habe, giebt die Hoffnung auf, verrichteter Sache heimzukehren, aber auch Diejenigen, mit denen ich keinen Augenblick sprach, nehmen an, daß sie dem ewigen Frieden keine drei Schritte vom Leibe bleiben werden. Der französische Bevollmächtigte Bourgeois äußerte sich vor einigen Tagen höchst optimistisch, indem er eine Cigarette angesteckt, mir aber keine angeboten hatte: „Es kann noch in der letzten Sitzung Alles gut werden. Wenn die Sonne zu Gibeon und der Mond im Thale Ajalon stillstand, so kann sich kurz vor Schluß der Graf Münster erheben und sagen: „Meine Herren, um den Anfang zu machen, sind wir bereit, auf Elsaß-Lothringen zu verzichten,“

und wenn Elias in einem feurigen Wagen zum Himmel fuhr, so kann auch ich mich sofort erheben und sagen: „Meine Herren, dann macht auch Frankreich einen Anfang und tritt der Abrüstungsfrage näher.“ Aehnlich äußern sich andere Bevollmächtigte. Sehr richtig sagte gestern der Portugiese de Ornelhas: „Man muß Geduld haben, in so großen Fragen schießt man nicht so schnell und leicht Victoria wie einen Purzelbaum.“ Leider versteht er keine Silbe deutsch, sonst hätte ich ihm geantwortet, daß er mir aus der Seele gesprochen habe.

Wie ich Ihnen aber schon heute versichern kann, wird die Friedenskonferenz doch nicht so ohne Resultat abschließen, wie es von den Kriegsfreunden, Antisuffragetten, Friedenstaubengegnern und Palmenfeinden vorausprophezeit wird. Ich weiß es aus einem bestunterrichteten photographischen Atelier, daß sich sämtliche Konferenzmitglieder in einer großen Gruppe photographieren lassen werden. Ferner weiß ich, daß sie dem betreffenden Photographen auf das Strengste verboten haben, sie im entscheidenden Moment zu bitten, ein freundliches Gesicht zu machen, da dies sich in einem solchen Kreis von selbst verstehe. Auf diese Weise erhält die Welt ein Bild der Friedenskonferenz, welches deutlich zeigt, daß deren Mitglieder mit dem schließlichen Resultat ungemein zufrieden waren und unter den angenehmsten Empfindungen aus dem Haag geschieden sind. Um dies Bild den weitesten Kreisen und Quadraten zugängig zu machen, wird es sofort für Postkarten verkleinert und mit den Worten „Gruß vom ewigen Frieden“ versehen werden.

Dies ist aber noch nicht Alles, was als erfreuliches Resultat zu melden ist. Es steht schon heute fest, daß alle Bevollmächtigten dekorirt werden. Die Besternten werden mit noch besternterer Brust nach Hause kommen. Alles, was man bisher als „Ordensregen bezeichnet hat, wird in den Schatten geregnet, keine Klasse wird geschont werden. Rußland wird mit gutem Beispiel vorandekorieren, von China werden Pfauenfedern und gelbe Jacken, von der Türkei Roßschweife dutzendweise zu erwarten sein. Auch für die Mitglieder der Haager Behörden, wie für die Dienerschaft des Huis ten Bosch wird durch Orden, Dosen, Uhren, Ringe, Zweiräder, Tuchnadeln und Portraits gesorgt sein. So werden viele beglückte Menschen den Männern nachblicken, welche den Frieden angestrebt haben, ohne den Anschluß zu erreichen. Aber die Bevollmächtigten werden mit dem schönen Bewußtsein die Heimreise antreten, daß sie wollten, und das genügt ja nicht nur in magnis, sondern in der ganzen Welt.

Auch ist es der Friedenskonferenz hoch anzurechnen, daß sie auf verschiedene Zweige der holländischen Industrie befruchtend gewirkt hat. Manches Souper folgte dem Mittagessen auf dem Fuße. Es wurden viele holländische Zigarren gekauft, welche der Kenner so gerne mit echten Havanna-Zigarren vertauscht, und kaum verging ein Tag, ohne daß dieser oder jener Bevollmächtigte und Deligierte etwas brauchte, was er in einem Haager Magazin zu suchen hatte: Papier, Knöpfe, Gummibälle, Handschuhe, Brustcaramellen, Unterjacken, Uhrgläser, Vogelfutter, Stahlfedern, Briefbeschwerer, Gieß-

kannen, Heftpflaster und was man sonst zum Leben nöthig hat.

So dürfen wir denn befriedigt auf die Zeit zurückschauen, die seit dem Tage über Haag dahingerauscht ist, an welchem die Augen der ganzen Welt auf die erste Sitzung der Friedenskonferenz gerichtet waren. Und so lange noch die Menschheit sich an den Tafeln Klios sättigen wird, kann die Thatsache nicht von ihnen verschwinden, daß die ganze Welt einst zu der Einsicht gekommen war, der Krieg habe lange genug die Wohlfahrt der Völker blutig gefärbt. Der nächste Krieg aber wird uns überzeugen, wie nötig der ewige Frieden ist, und hiervon werden uns alle dann noch folgenden Kriege überzeugen. Dann erst werden wir einsehen, wie bedauerlich es ist daß der ewige Frieden nicht im Juli 1899 begonnen hat, und dann wird es leider zu spät sein, dem lieblichen Haag ein dankbares Andenken zu bewahren.

Schluß.

Haag, den 1. August 1899.

W. Die Friedenskonferenz, auf welche die lächelnden Augen von ganz Europa gerichtet waren, ist am Sonnabend Nachmittag geschlossen worden.

Soweit das Ohr reicht, lauscht es vergeblich dem Hahn, der ihr nachkräht. Es ist keiner zu hören.

Man sieht nichts als den Sand, in dem sich die Debatten verlaufen haben.

Als ich mich nach dem Resultat der Friedenskonferenz umsah, fühlte ich mich als Kaiser, der das Recht verloren hat.

Die Journalisten sind ganz zufrieden, denn nun werden sie in den Saal gelassen.

„Ich sagte Ihnen ja gleich, lieber Herr Kollege," meinte am Sonnabend der österreich-ungarische Bevollmächtigte zu dem norwegischen, „daß Sie ein Optimist sind. Sie haben nichts erwartet, und nun sehen Sie hoffentlich ein, daß garnichts zu erwarten war!"

Zwischen Beiden entstand nun ein Streit. Der Norweger erklärte, wer nichts erwarte, sei kein Optimist, worauf der

Österreicher erwiderte, das könne man nicht sagen, denn Nichts sei doch mehr als Garnichts. Schon wollten die beiden Staatsmänner die Handschuhe tauschen, als der türkische Bevollmächtigte, der keine Silbe von dem Wortstreit verstanden hatte und den auch keiner verstehen konnte, die Herren trennte. Wie mir nachher der belgische Bevollmächtigte, der die Divansprache versteht, sagte, hatte der Türke gemeint, die beiden Diplomaten zankten sich wegen einer Frau, und sagte, es sei unvernünftig, sich wegen einer einzelnen Dame die Hälse zu brechen, anstatt einfach in seinen Harem zu gehen und sich mit einer anderen zu trösten. Er kann sich nämlich nicht denken, daß Österreicher und Norweger Einweiberei treiben.

Der Schluß der Konferenz war sehr feierlich. Die jugendliche Königin und zahlreiche — verzeihen Sie das harte Wort! — Geladene, denn das Wort „geladen" paßt so wenig für eine Friedenskonferenz, wohnten dem Schlusse bei. Man hörte förmlich den Stein, der allen vom Herzen fiel, aufschlagen. Die Delegierten wurden, bevor der Schluß stattfand, um Autographen ersucht, mit denen sie denn auch Albums, Fächer und Bilder bedeckten.

Der Engländer schrieb: Mit dem Dum-Dum kämpfen Götter selbst vergebens.

Der Russe: Schön ist der Friede! Ein lieblicher Knabe
Liegt er gelagert am ruhigen Bach,
Wo ich noch nie ihn gesehen habe.

Der Chinese: Dat is all, as dat Leddet is.

Der Italiener: Jeder Krieg sollte der vorletzte sein!

Der Amerikaner: Mir ist kein Gegner zu wehrlos.

Der Spanier: Eine Dummheit war es, nicht zu fassen,
Daß ich mit Mars mich hab' eingelassen,
Denn als zu Ende war der Spaß,
War ich geschunden wie Marsyas.

Der Japaner: Eine Schlacht, die man nicht gewinnt, ist und bleibt eine Barbarei.

Der Franzose: Wie viel Unheil hat schon der Zankapfel (la pomme de discorde) in die Welt gebracht! Ei, die verdammten Pommern!

Der Österreich-Ungar: Wenn es keine Menschen mehr giebt, dann wird auch der Krieg aufhören. Wer wird aber diese Zeit erleben?

Der Deutsche: Mit Gott fang' an, aber nicht mit mir!

Der Siamese: Krieg und Frieden sind wie meine berühmten Zwillinge, man kann sie nicht von einander trennen.

Der Türke: Ich bin für jeden Frieden, den ich diktieren kann.

Da wurde die Königin gemeldet, die Delegierten eilten auf ihre Plätze, und der Vorsitzende Baron v. Staal ergriff das Wort. Man verstand ihn nicht recht, denn er benutzt leider seinen Bart dazu, in denselben zu murmeln, aber man hatte den Eindruck, daß er, da er nur wenige Worte sprach, die Leistungen der Konferenz aufzählte. Dann dankte unser Graf Münster den beiden Präsidenten im Namen der Delegierten und auch der holländischen Regierung für die gewährte Gastfreundschaft. Er machte, wie immer, einen schönen Eindruck.

Er sagte u. a., es könne ja hier unter dem wechselnden Monde nicht immer so bleiben, es blühe eine Zeit und es verwelke, was die Erde mit uns bewohnt. Aber sie saßen so fröhlich beisammen und hätten sich alle so lieb, und es sei bedauerlich, daß sie sich trennen müßten, aber wenn sie wieder zusammenkämen, so wollten sie ans fröhliche Ende den fröhlichen Anfang anknüpfen. Dann forderte er die Anwesenden auf, sich von ihren Plätzen zu erheben, um das Andenken des russischen Manifestes zu ehren, was denn auch einstimmig geschah. Als sich alle wieder gesetzt hatten, erhob sich der französische Vertreter d'Estournelles und wünschte, die Versammlung möge nicht das Ende, sondern der Anfang des großen Friedenswerks gewesen sein. Er rede im Namen der französischen Nation, welche seit nunmehr länger als einem Jahrhundert unausgesetzt für den Frieden eingetreten sei und unzählige Male solchen geschlossen habe. Frankreich habe auf zahlreichen Schlachtfeldern für den Frieden geblutet (Unser Münster: Hört! Hört!) und es sei auch in Zukunft jeden Augenblick bereit, das Schwert zu ziehen, um jeden Erisapfel oder irgend ein anderes Kriegsobst zu durchhauen wie Se. Majestät Alexander den gordischen Knoten, welches Bild er aber nicht zitieren wolle, weil es nur zu häufig zitiert werde. (Sehr wahr!) Er hoffe, daß Europa in einen großen Friedhof verwandelt werde, auf welchem alle Streitäxte begraben würden. (Allgemeiner Beifall.) Nun hielt de Beaufort, der holländische Minister des Auswärtigen, obschon Holland eigentlich wenig Auswärtiges hat, die Schlußrede. Nicht alle Blütenträume reiften, sagte er, aber es war

ja auch keine Konferenz, um die Quadratur des Zirkels, die Lenkbarkeit des Luftschiffs, die Postverbindung mit dem Mars, die Verbrüderung von Hund und Katze und ähnliche leichtere Aufgaben zu lösen, sondern es handelte sich um den Frieden unter den werten Völkern der Erde. Da ist es denn schon viel, daß dadurch kein allgemeiner Krieg entstanden ist, ja, daß wir überhaupt zusammen geblieben und nicht längst nach einer großen Holzerei auseinander gelaufen sind. Allerdings konnte über die Frage der Abrüstung kein Beschluß gefaßt werden, so daß wir nicht sagen können, heute seien schon alle Großmächte bereit, sich bis an die Zähne zu entwaffnen, um bald in Waffenlosigkeit zu starren. Aber wie sagte doch das Kamel, als es nicht in das Nadelöhr hinein konnte? „Was nicht ist, kann noch werden. Gut Ding will Weile haben. Wer langsam geht, kommt auch zum Ziel. Wenn Gott will, schießt ein Besen.“ Mit diesen Worten wollen auch wir der Hoffnung Ausdruck geben, daß die erhabene Idee des Kaisers von Rußland zur That werde. Wer hat dem berühmten Jonas an der Wiege vorgesungen, daß er einst in einem Walfisch wohnen würde? Und doch ist es Thatsache geworden wie die Fahrt des Elias in einem feurigen Wagen gen Himmel. (Bravo! Sehr richtig!)

Hierauf erklärte der Präsident v. Staal kurz nach halb 4 Uhr die Friedenskonferenz für geschlossen. Es war ein feierlicher Moment. Keine Hand blieb ungeschüttelt, kein „Auf Wiedersehen“ ungewünscht, kein „Glückliche Reise!“ ungesagt. Die jugendliche Königin verließ, umgeben von ihrem Hofstaat,

noch unten am Thor herauflassend grüßend, das Huis ten Bosch, dann eilten die Delegierten in ihr Hotel, packten ihre Orden und verließen die gastliche Stadt, in welcher wenige Augen trocken blieben.

Im Großen und Ganzen, nicht nur im Kleinen und Halben, können wir uns mit dem Resultat der Friedenskonferenz zufrieden erklären. Es ist ja nicht viel erreicht, aber es hätte doch noch weniger erreicht werden können. Man lache uns nicht ins Fäustchen, oder gar ins Gesicht. Ich wiederhole: es hätte noch weniger erreicht werden können, noch weniger als Hoffriseur Haby mit unserem Bart. Wenn eine Maus nicht viel ist, die ein Berg zur Welt bringt, so kann die Maus doch noch immer ein Elephant sein gegenüber einem kleineren Tier, welches die Mutter Berg gebären kann, z. B. einen Maikäfer, eine Käsemade, einen Rollmops oder eine Mücke. Wenn es also die Friedenskonferenz nicht durchsetzen konnte, England zu veranlassen, sein Dum-Dum-Geschoß an den Nagel zu hängen, so ist dies allerdings nicht viel Immerhin hat es aber doch die Friedenskonferenz durchgesetzt, daß England nicht ein noch gemeineres Geschoß angeschafft hat, da es ein solches nicht besitzt. Das muß doch ein humanes Gemüt mit Genugthuung erfüllen. Das Dum-Dum-Geschoß ist ja gemein genug, und selbst unbescheidenen Ansprüchen an ein Mordinstrument genügt es vollkommen, aber England konnte doch in der Lage sein, zu erklären: „Gut, ich schaffe das Dum-Dum-Geschoß ab und führe eins ein, mit welchem der Mensch als solcher zu einem unkenntlichen Brei geschossen wird.“ Man wird mir zugeben,

daß dies noch schlimmer wäre, als jetzt, wo England sein Dum-Dum-Geschoß nicht aufgiebt.

So stehen wir denn ziemlich befriedigt vor der geschlossenen Thür des Huis ten Bosch. Angenommen, wir ständen ziemlich unbefriedigt vor der Thür. Damit wäre noch nichts gewonnen. Oder sollte ich den Leser täuschen?

Ich darf die Antwort mit Ruhe erwarten.

Die Belagerung von Guérin.

Paris, den 15. Auguſt 1899.

W. Selbſt in Frankreich muß man gerecht ſein und eingeſtehen, daß dort ſelbſt die tote Saiſon Leben hat, ja, auch dann, wenn die Saiſon nicht nur tot, ſondern bereits begraben iſt, blüht doch ſo viel neues Leben aus den Ruinen der Hundstage, daß ſelbſt große Berichterſtatterfamilien ganz bequem davon exiſtieren können. Immer geſchieht etwas, dem gegenüber die Augen Europas nichts Beſſeres thun können, als ſich darauf zu richten. Nach wie vor geht etwas vor, was alle Kabel der Welt in Bewegung ſetzt. Die franzöſiſche Klio iſt eine ganz (wohlverſtanden nicht mit s) moderne Dame: ſie ſchreibt immer, und ihre Tafel iſt ſo voll wie die Macbeths, als Banquos Geiſt ſich auf den erhabenen Seſſel Sr. Majeſtät geſetzt und dieſer allergnädigſt geruht hatte, von ſeiner Anweſenheit Notiz zu nehmen. Jedes ſenſationelle Ereignis ſcheint die Hacken nur zu haben, damit ihm das nächſte auf dieſelben treten kann. Immer aber iſt das, was vorfällt und die

Öffentlichkeit beschäftigt, originell und interessant, wenn es auch wie Schillers Minna rasch vorübergeht: „eitel in sich selbst verloren."

Wenn in allen anderen europäischen Ländern das Quecksilber höher steht als dies Metall ohne Queck, ist über allen Gipfeln des Staates Ruh. Es begeben sich keine Ereignisse, sondern die Minister an irgend einen Strand, um des wohlverdienten Wellenbades zu pflegen, oder sie schließen sich als dienendes Glied an eine Bergkette an und freuen sich des Randes des Abgrunds, an dem sie der Führer vorbeiseilt. Anders in Frankreich. Hier steht das Rad der Weltgeschichte nicht still, ja, hier ist es nicht einmal mit Gummi bekleidet, sondern rollt immer geräuschvoll über die Steine, welche der Ruhe und dem Frieden im Wege liegen.

So auch heute. Und wenn ich den Leser frage: „Was ist denn wieder los?" so wird er mir antworten: „Die Belagerung von Guérin."

Guérin ist keine Festung. Guérin ist der Leiter der Antisemitenliga, welche eine Feindin der Regierung ist, weil diese einem Mann wie Dreyfus, statt ihn auf der Teufelsinsel bis an sein Lebensende das Zeitliche segnen zu lassen, nicht den Rest, sondern Gelegenheit giebt, die Schuld der Fälscher, welche er verbüßte, in Rennes zu enthüllen. Guérin wollte deshalb in Verbindung mit der Patriotenliga die Republik stürzen und sie um einen Loubet kürzer machen. Das ließ sich die Regierung nicht zweimal sagen, und sie beschloß, ihre Gegner — verzeihen Sie das harte Wort! — windelweich zu

hauen, genau so wie Dionys, als Möros, mit dem Dolch im Gewande bekleidet, zu ihm schlich, um ihm das Lebenslicht abzudrehen. Als aber die Polizei vor dem Hause der Antisemitenliga in der Rue de (lies: rüde) Chabrol erschien, um Herrn Jules Guérin in Bande so zu schlagen, daß ihm Hören und Sehen verging, schloß er die Thore und erklärte, er sei mit vierzig Genossen bereit, lieber keinen Blutstropfen auf dem andern zu lassen, als sich dieser Regierung zu beugen.

Sofort eröffnete die Polizei die Belagerung. Die Belagerten sahen rauchend und bis an die Zähne oder bis an deren Ersatz bewaffnet aus den Fenstern den Belagerungsarbeiten zu. Sie verloren auch den Mut nicht, als ihnen das Wasser, das Gas und der Fernsprecher abgeschnitten wurden. „Wenn's nur nicht der Kopf ist!“ ließ der Kommandant Guérin durch sein Dienstmädchen dem Leiter der Belagerung sagen. Dieser antwortete dem Mädchen: „Sagen Sie Herrn Guérin, er solle sich, wenn nötig, das Fersengeld pumpen und fliehen. Der Mann, welcher flieht, kann wieder kämpfen. Das hat schon Demosthenes gesagt.“ Kaum waren zwei Minuten verflossen, so erschien das Dienstmädchen wieder und bestellte: „Demosthenes hat diese Worte des Menander nur zitiert, aber beide waren keine Pariser. Herr Guérin wird sich lieber in Grund und Boden schießen und schleifen lassen, als ihm die Thore öffnen.“

Diesen Vormittag sprach ich Guérin. An der Thür prangt ein Plakat: „Eintritt nur den Interviewern gestattet.“ Guérin sieht sehr belagert aus, aber seine Besatzung trinkt

ihm Mut zu. Einer sagte, während er auf ein Haus gegenüber zeigte: „Von den Höhen dieses Hauses blicken zwanzig Jahre auf Sie herab!“ Guérin ernannte dafür den Redner zum Artilleriemajor und setzte hinzu: „Das Haus ist mindestens zehn Jahre älter.“

Als ich ihn fragte, ob er auf eine lange Belagerung vorbereitet sei, antwortete er: „Vollkommen, mein Freund! Ich habe für eine umzingelte Festung das Nötige in Massen, namentlich Zigarren, Streichhölzer, Brausepulver, Servietten, Schreibmappen, ein Klavier, Teppiche, Nippessachen, gute Bücher, mehrere Abreißkalender, die Büste Rossinis und eine sehr schöne Briefmarkensammlung. Die Feinde sollen nur kommen! Sie haben uns das Gas abgedreht, desto besser, so werden wir im Schatten kämpfen!“

„Und wie steht es mit dem Proviant?“ fragte ich, um das Gespräch auf einen praktischen Gegenstand zu lenken.

„Brillant!“ rief Guérin begeistert. „Wir haben von gestern Morgen frisches Brot, wir haben Wein, Dutzende von Tellern und Bestecken, und, was wohl die Hauptsache ist, das Haus ist voll Ratten. Denken Sie sich das Glück! Fast die ganze Besatzung schätzt noch aus dem glorreichen Jahre 1871 die Ratte als Horreur d'oeuvre oder als Bête de résistance. Für meinen Geschmack ist eine in der Falle gebratene Ratte eine vierbeinige Schnepfe.“ Und mit einem Blick an die Zimmerdecke sagte er: „Gieb uns unsere tägliche Ratte!“ Dann fuhr er fort: „Ich habe eben sechs Mann der Be-

satzung mit einer Katze schwersten Kalibers auf die Rattenjagd geschickt."

„Wenn aber die Geschichte (histoire) schief (oblique) geht?" fragte ich ihn.

„Auch dafür ist gesorgt," antwortete er vertraulich. „Für diesen Fall habe ich schon einen Genossen, der als Verräter bezeichnet wird." Es ist wirklich zu bedauern, daß ein so bedeutend organisatorisches Talent wie das dieses Mannes sich für ein verlorenes Unternehmen einsetzt!

Das Nebenzimmer war in ein Champ de Mars umgewandelt. Man hörte (im Hause war keine Trommel aufzutreiben gewesen) einen Klavierwirbel und Herr Guérin empfahl sich mir, indem er einen Finger an die Stirn legte, was ich im ersten Augenblick für eine Indiskretion hielt. Dann marschierte er aus dem Salon zu einer Feldübung der Festungsgarnison. Die armen Leute werden natürlich durch Exerzitien, Märsche durch die Etage und Biwaks in sehr ermüdender Weise in Anspruch genommen.

In das Lager vor dem Hause zurückgekehrt, fand ich hier alles zu einem nächtlichen Sturm vorbereitet. Man hatte diesen bisher vertagt, weil es den Belagerern vor allem darum zu thun ist, sich zu schonen. Unter den Polizeibeamten befinden sich thatsächlich viele Kombattanten, welche entweder Gatten, Söhne, Brüder, Verlobte, Neffen, Pathen und Onkel oder mit solchen verwandt sind und deren Blut deshalb zu schonen ist. Wenn aber Herr Guérin bis Mitternacht nicht eine weiße Fahne (Taschentuch, Bettlaken, Tischtuch oder Hemd) auf-

pflanzt, so soll zum Äußersten geschritten und rücksichtslos angegriffen werden. Viele Bewohner der anderen Etagen der Festung sind daher geflüchtet und haben für Rechnung der Antisemitenliga in benachbarten Hotels Zimmer gemietet. Die Belagerer haben die Besatzung der Festung aufgefordert, die Revolver, die sie etwa haben sollten, zu strecken, für welchen Fall ihr der freie Abzug auf das Polizeibureau zugesichert wird. Andernfalls aber würde keine Thür geschont werden und die Besatzung sich die Folgen selbst zuzuschreiben haben.

Aber die besorgten Neugierigen, welche die Chabrolstraße füllen, müssen sich fragen, was geschehen wird, wenn die Besatzung, durch Guérin (vielleicht das deutsche: kleine Gör?) gereizt, einen Ausfall macht und das Haus entsetzt. Wird Guérin seinen Sieg nicht ausnützen? Wird er nicht der Polizeibehörde den Frieden diktiren? Wird er nicht die allgemeine Verwirrung mißbrauchen und sich die Krone, die schon seit längerer Zeit auf der Straße liegt und eines Napoleon harrt, auf das Haupt setzen? Und wenn Guérin, um sich festzusetzen, dem deutschen Reich den Krieg erklärt, welche Provinzen wird Deutschland den Franzosen nehmen und wie viele Milliarden würden sie bezahlen können?

Ich kann heute keine dieser brennenden Fragen ersticken.

Lied eines Belagerten.

Mel.: Steh ich in finst'rer Mitternacht.

Heut Morgen ging das Leiden an,
Weil Gashahn wir und Wasserhahn
Vergeblich aufdreh'n. Rieke meint,
Das that kein And'rer als der Feind!

Er sperrte auch das Telephon,
Doch das wär' zu ertragen schon,
Das ew'ge Klingeln macht nervös,
Und ich bin drum dem Feind nicht bös.

Doch ohne Wasser kocht sich's schlecht,
Und auch das Scheuern geht nicht recht,
Und Nachts und Abends ohne Gas,
Das ist wahrhaftig auch kein Spaß.

Und was bemerkt ich eben hab',
Ist schlimm: Das Essen wird schon knapp,
Zu Ende geht das Endchen Wurst,
Und immer Häring macht bloß Durst.

Man läßt, da hört ja Alles auf,
Die Milchfrau nicht die Treppe rauf,
Der Bäckerjunge kommt nicht mehr,
Und der fehlt mir zum Frühstück sehr.

Und was die Ratte anbetrifft,
Pfui, Ratten! Lieber eß' ich Gift.
Ich esse keine Ratte nicht,
Nein, eine Ratte eß' ich nicht!

Ich wollt', die Feinde ließen bloß
Ein letztes Ultimatum los,
Daß ich könnt' sagen möglichst bald:
„Nun schön, ich weiche der Gewalt!“

Die Kunst, sich belagern zu lassen.

Die Guérinage, d. i. die plötzliche Umgestaltung von Privatwohnungen und ganzen Etagen zu Festungen, wird, soeben in Paris, der Hauptstadt der Mode, aufgetaucht, bald auch in anderen Städten mit starker Garnison und Sitz der Regierung Nachahmer finden. Es scheint daher angebracht, besonders da bisher noch kein militärischer Fachmann in dieser Angelegenheit das Wort ergriffen hat, kriegslustigen Privatleuten, welche das Bedürfnis empfinden, sich zu verschanzen und belagern zu lassen, einige vielleicht nützliche Winke zu geben, wie sie sich in solcher peinlichen Lage zu verhalten haben. Denn bisher haben einzelne Herren es nicht für opportun gehalten, sich mit einer militärischen Großmacht, die nicht ohne Mittel ist, in einen Festungskrieg einzulassen, und so dürften sie denn im Buchhandel vergeblich nach Büchern fragen, aus denen sie das Notwendigste zu lernen vermögen. Denn unseres Wissens existiert über die Guérinage noch keine Litteratur.

Vor allem darf ein Mieter, der sich nicht ganz frei von Kriegslust fühlt, keinen Mietskontrakt unterschreiben, ohne sich vom Vermieter die Erlaubnis geben zu lassen, sich in der fraglichen Etage verschanzen zu dürfen, um sich bis zum letzten Blutstropfen zu verteidigen. Denn im Fall einer Erstürmung der Etage werden ja Beschädigungen der Treppen, Thüren und Scheiben, ja, unter Umständen auch der Tapeten und Fußböden nicht zu vermeiden sein, und dann wird der Belagerte die Kosten der Wiederherstellung zu tragen haben. Denn das Vae victis! des Brennus gilt auch für die Mieter, und so könnte doch eine Belagerung sehr ins Geld des Mieters verlaufen. Wenn der Mieter auf den Vermieter einen halbwegs vernünftigen Eindruck macht, so wird seine Bedingung auch erfüllt werden, da der Vermieter diese Forderung für einen Spaß halten wird.

Hat sich dann der Mieter entschlossen, der Großmacht, unter welcher er lebt, den Krieg zu erklären, so muß er sofort mit der Verschanzung beginnen. Die Hausthür muß verschlossen und die Jalousien und Wetterrouleaux müssen heruntergelassen werden. Dem Dienstmädchen verbiete man gleichzeitig, die Thür zu öffnen, falls geklingelt würde. Hat aber dies Mädchen Verbindung mit einem Soldaten, so ist es zu überlegen, ob hier nicht eine Ausnahme zu machen sei und zwar zu dem Zweck, den Soldaten, der zum Stelldichein zugelassen wurde, festzuhalten, um seine militärischen Kenntnisse und körperliche Kraft während der Einschließung egoistisch auszubeuten. Alle Mittel gelten. Dem Soldaten ist für den

Fall, daß die Großmacht unterliegen sollte, eine Stelle als Portier oder Stubenbohner zu versprechen, die er nicht annehmen wird. Auch auf eine Medaille wird er, wie ich ihn kenne, verzichten, dagegen gern eine Aussteuer für seine Braut annehmen, welche bei dem Belagerten, oder in einer anderen Familie bedienstet ist.

Man entferne dann, bevor man an die Verproviantierung der Etage geht, alle überflüssigen Esser. Zu nennen sind hier namentlich die Goldfische, der Kanarienvogel, die Hausfreunde, der Papagei und die Katze. Letztere, weil sie vielleicht die wenigen Ratten den Belagerten vom Munde wegfressen würde, wenn diese Thiere den Belagerten wie das liebe Brod nötig werden sollen. Denn die Ratte spielt in einer Festung, das wissen wir seit dem Jahre 1871, eine von ihr keineswegs geahnte wichtige Rolle. Den Hund behalte man, weil er im Fall der Annäherung eines Feindes bellen und so eine Ueberrumpelung verhindern würde. Ist die Küche oder der Kohlenkeller geräumig, so setze man einige Gänse hinein. Nicht, damit sie den Belagerten durch ihr Schnattern den bekannten bereits der Kapitolbesatzung geleisteten Dienst wieder leisten, — eine solche Wiederholung ist nicht sicher —, sondern um einen guten Braten, Schmalz und Gänseklein zu haben, womit bei weiser Verwaltung der Fourage ziemlich lange zu wirtschaften sein wird.

Hat man bei Beginn der Einschließung Logierbesuch, so entferne man ihn, oder, wenn er nicht gutwillig fort will, werfe ihn hinaus, auch auf die Gefahr hin, daß er, und sei

es eine Tante, den Belagerern in die Hände fiele. Denn Logierbesuche sind meist sehr anspruchsvoll, namentlich Mittags, und eignen sich daher am wenigsten für eine umzingelte Etage.

Da die Belagerung damit beginnt, daß dem Belagerten Wasser-, Gas- und Telephonleitung entzogen werden, so lasse man zeitig mehrere Eimer Wasser und reichlich Petroleum in die Wohnung bringen, während man auf das Telephon verzichtet und überhaupt auf eine Verbindung mit der Außenwelt weiter keinen Wert legt. Auch auf Zeitungslektüre, Besuche von Freunden, Wäschewechseln, Radeln, Theater, Konzerte, Schlittschuhlaufen, Ausfahrten, Luftschiffen, Wettrennen, Durchbrennen mit Kassen oder Damen und Aehnliches hat man gerne oder nicht gerne zu verzichten.

Eine Uniform ist nicht anzuschaffen. Hat man zufällig eine solche, einerlei ob es eine Soldatenuniform oder gar ein Dienstmanns-, Briefträger- oder Maskeradenanzug ist, so mag man sie verwenden. Nötig aber ist sie nicht, im Gegentheil bietet der Schlafrock eine Bequemlichkeit und somit einen Vortheil, der den Belagerern entgeht.

Man entferne vor allem jede Waffe (Flinte, Revolver, Säbel), um Selbstverwundungen, die ein tückischer Zufall herbeiführen könnte, und jede Blessur eines Feindes und damit jede spätere Anklage wegen Körperverletzung vermeiden zu können. Dagegen ist das Halten eines Küchenbeils zum Holzspalten und von wenigstens zwei Bestecken sehr zu empfehlen.

Was die Verproviantierung betrifft, so richtet sich dieselbe

natürlich nach den Mitteln des Belagerten. Nötig für Jeden sind einige Töpfchen Fleischextrakt, Büchsen mit geräuchertem Fleisch und Sardinen, sowie Cakes, Eier, Dauerwurst, Tafeltrauben, Studentenfutter, ganz frische Semmel, Bier, Hustenbonbons, Chokolade, Kartoffeln, Salzstangen, Parmesankäse, Wallnüsse und Pfefferkuchen. Ferner versorge man sich mit schwedischen Streichhölzern, einigen Bänden Engelhorn, Odol, Borsyl, einem Rettungsball, Fliegenstöcken, bunten Postkarten, einem photographischen Apparat, Siegellack, Wiener Tränkchen, Bartbinden, Migränin, Zigarren, flüssigem Gummi, Watte, Heftpflaster, Karlsbader Salz, einer weißen Fahne und einem Abreißkalender. Dies alles ist nicht zu entbehren, wenn wir auch zugeben wollen, daß die Liste nicht vollständig ist. Für außergewöhnliche Fälle ist eben nicht vorzusorgen.

Ist man von Freunden als Besatzung umgeben, so hüte man sich vor lautem Zank mit ihnen, wie solcher beim Skat vorkommen kann. Denn der Feind würde ihn vernehmen, auf Uneinigkeit in der Etage schließen und diesen Moment zu einem Sturme benutzen.

Man lasse sich nicht auf bekannte Versuche des Feindes ein, die Besatzung zu überlisten. Bemerkt der Belagerte z. B. eines Morgens vor der Hausthür ein hölzernes Pferd, so ziehe er es nicht ins Haus und betrinke sich dann nicht mit seinen Gefährten, sondern denke lieber an die Zerstörung von Troja.

Man hüte sich, irgend Jemand im Hause, der nicht zu den Belagerten gehört, zu beleidigen, oder gar das Dienstmädchen oder den Diener zu entlassen, sondern man mache die beste

Miene zum bösen Spiel und bitte, wenn man geärgert wird, um Entschuldigung. Denn leicht könnte der Hausmitbewohner, das Dienstmädchen oder der Diener bei den Belagerern Verrat üben, und alles wäre verloren.

Kommt die Feuerwehr angerasselt, um die Belagerten wegzulöschen, so sei man nicht so neugierig, das Fenster zu öffnen, da dies gerade die Bresche bildet, durch welche der Feind eindringen könnte. Aus demselben Grunde öffne man die Thüre nicht, wenn geklingelt wird.

Da auch eine Großmacht Respekt vor großen, bewährten Worten hat, so antworte man auf die Aufforderung zur Übergabe der Reihenfolge nach:

Die Besatzung stirbt, aber sie ergiebt sich nicht!

Komme und hole sie!

Desto besser, so werden wir im Schatten kämpfen!

Geh' mir aus der Sonne!

Der Weg zur Etage geht nur über meine Leiche!

Nach dem fünften Mal wird dem Belagerer die Lust vergehen, die oder den Belagerten aufzufordern, die Waffen zu strecken.

In dem Moment, wo die letzte Sardine gegessen wird, bitte man vom Dachstuhl aus die Nachbarn um einen Kalbsbraten, Büchsengemüse, Rebhühner, eine Cervelatwurst oder dergleichen. Noch sicherer führt dies zum Ziel, wenn man ihnen das baare Geld zum Einkauf zuwirft. Oder man erdenke ein anderes Mittel, um den Hunger zu stillen, da dieser jeder Belagerung ein Ende zu machen pflegt.

Macht dann die Regierung Ernſt, ſo mache man ihr dies nach. Sendet ſie einige Leute, welche die Thür einſchlagen und ſich der Treppe nähern, um zur Verhaftung zu ſchreiten, ſo nehme man gleichfalls keine Rückſicht mehr, ſondern greife zum Aeußerſten, ſetze Gewalt der Gewalt entgegen und begrüße die Leute mit den Worten: „Sind Sie endlich da? Ich folge Ihnen!“

Hierauf laſſe man ſich ruhig zum Irrenarzt führen.

Der engliſch-transvaal'ſche Krieg.

I.

Herrn Wippchen in Bernau.

Wir nehmen an, daß Ihnen bereits der Konflikt bekannt geworden iſt, welcher zwiſchen den Engländern und den Buren beſteht und jeden Augenblick ſoweit getrieben werden kann, daß der Ausbruch eines Krieges unvermeidlich iſt. Sollte Ihnen hiervon noch nichts bekannt ſein, — es iſt dies kaum vorauszuſetzen, da Sie doch jedenfalls irgend ein Berliner Blatt regelmäßig leſen, — ſo bitten wir Sie, ſich mit dieſem die Öffentlichkeit lebhaft beſchäftigenden Ereignis bekannt zu machen und ſofort die Berichterſtattung zu eröffnen. Unſere Leſer ſind zwar, Dank unſerer Scheere, unterrichtet,

sie wollen aber mit direkten Berichten versorgt sein, da sie sich nur für solche interessieren und die Ihrigen besonders bevorzugen. Wir erwarten also Ihren ersten Bericht mit wendender Post. Nur bitten wir Sie noch recht sehr, uns nicht nach alter Gewohnheit sofort eine Schlacht zu senden, um nicht genötigt zu sein, das Manuskript zurückzulegen. Sie müssen nämlich wissen, daß sich augenblicklich noch keine englische Armee in Transvaal befindet und von einer Schlacht in Abwesenheit jeglicher Armee nicht die Rede sein kann. Wir hoffen, daß Sie uns diesen Hinweis nicht übelnehmen werden.

Ergebenst

Die Redaktion.

* * *

Bernau, den 2. Oktober 1899.

Nein, es fällt mir weder in Ihrem, noch in meinem Traum ein, Ihnen den Hinweis übel zu nehmen, daß von einer Schlacht nicht die Rede sein könne, wenn keine Soldaten da sind. Gerade das Nächstliegende übersieht man im Eifer oft, der ja gewöhnlich blind ist, wie der Gehorsam, die Scheibe,

die Schleiche, der Darm, die Liebe und der neugeborene Hund. Allerdings hätten Sie nicht vergessen sollen, daß Sie einem Kriegsberichterstatter schreiben, von dem ich vor allem verlange, daß er seinem Blatt keine Schlacht ohne Soldaten liefert. Will ich ein Schlachtfeld mit englischen Soldaten bedecken, so müssen solche in der Nähe sein, ich kann sie mir zu diesem Zweck nicht aus der Luft saugen, und sie würden mich auslachen, wenn ich sie trotzdem zu Hunderten niedermähte. Das habe ich niemals gethan, obschon ich es, beiläufig bemerkt, für viel humaner halte, ersonnene Soldaten fallen zu lassen, als wirklich vorhandene, solche von Fleisch und Blut. Ob Sie das einsehen?

Schlimm ist, daß Sie glauben, ich hätte noch nicht gehört, daß die Engländer die Absicht haben, dem Freistaat in Südafrika die Pistole auf die Brust zu setzen und zu sagen: Les Boers où la vie! Natürlich weiß ich davon. Und ich wünsche, wie ich gleich dazu bemerken will, daß sie sich mit der Grube, welche sie den Transvaalischen graben, einen tüchtigen Schlag ins Gesicht versetzen werden und daß ihnen der Burenfang nicht gelingen wird. Denn ich stehe auf Seite der Burenrepublik, und ich mache Sie darauf aufmerksam, daß ich, wo es mir irgend möglich ist, das Kriegsschwein den Engländern nicht lächeln zu lassen gedenke. Wie schon oft, handelt England mala perfide. Wo ich kann, werde ich darum dem englischen Heer die Erfolge erschweren, Schlappen beibringen und schmerzliche Lücken reißen, die sie wegen der großen Entfernung vom Mutterland (dem Land einer netten

Mutter!) nicht leicht wieder werden ausfüllen können, wogegen ich mit meinen schwachen Kräften den Buren werde Gelegenheit geben, sich auf den Lorbeern des Sieges — verzeihen Sie das harte Wort! — weich zu betten. Und ich denke mir, daß mir die ganze gebildete Welt mit vollen Händen Beifall klatschen wird, so sehr ich das Klatschen lieber den geborenen Klaqueusen, den alten Weibern, überlasse.

Einliegend die Eröffnung des casus belli, welcher ich bald die ersten Flintenschüsse folgen lassen werde. Ich muß leider hinzufügen: Wenn ich das Ohr auf den Fußboden presse, so höre ich sie förmlich schon. Vielleicht aber sind es die sich nähernden Schritte des Geldbriefträgers. Das wäre doch im Interesse der Humanität aufs innigste zu wünschen, ganz abgesehen davon, daß der Oktober mit der Miethe, die ich noch nicht bezahlt habe, seinen Einzug gehalten hat. Thun Sie also dem Wirt den Gefallen und senden Sie mir einen Vorschuß von 50 M. und möge Ihnen die Geringfügigkeit dieser Forderung keinen Schrecken einjagen!

* * *

Johannesburg, den 1. Oktober 1899.

W. Nach schmerzlicher Seekrankheit, die mich wochenlang an das Bett des Meeres fesselte, bin ich hier eingetroffen und im „goldenen Afrikander“ abgestiegen. Der Portier dieses mit dem ganzen Mangel an Komfort der Neuzeit ausgestatteten Hotels empfing mich mit der Gereiztheit, die ganz natürlich ist. „Sie sind hoffentlich Boer,“ sagte er zu mir, während er

mich mit den hundert Augen des ihm innewohnenden Argus vom Koffer bis zu den Füßen musterte. Ich antwortete ihm, daß ich zwar „Uitländer", aber gekommen sei, um wie ein alter Holländer der Buren Interessen zu vertreten. Der Portier hielt sich mürrisch die Nase zu, woran ich sah, daß er den alten Holländer mißverstanden hatte, und wies mir ein Zimmer an, in das mich ein farbiger Neger führte. Als ich diesen fragte, was für ein Landsmann er sei, warf er sich in seine schwarze Brust und antwortete auf kapländisch: „Ich bin ein Kaffer!" Ein stolzer Mensch! Welchem Deutschen würde es einfallen, eine solche Antwort zu geben!

Als er mich fragte, ob ich mich nicht restaurieren wolle, bestellte ich ein Kilo Insektenpulver und ging dann aus. Ich fand die Stadt nervös aufgeregt. Wen könnte dies wundern? Man darf nicht vergessen, daß dieses Transvaal England gegenüber ein Quartaner ist, welcher, nur mit dem Tornister bewaffnet, auf dem Weg zur Schule von einem über Lebens großen Riesen angefallen wird, der ihn mit einem Fäustchen, in das sich halb London lachen könnte, anpackt und ihm das Butterbrot mitsamt der Blechbüchse abfordert, und wie der Kleine ihm nicht alles hingiebt, erklärt der Riese, das könne nur mit Raub abgewaschen werden. Das also ist Englands Antwort auf die Frage des Zaren: „Kinder, wie wäre es denn mit dem ewigen Frieden?" Es ist doch schändlich, daß England einfach vom Leder zieht, aus dem die Fehdehandschuhe angefertigt werden.

Selbstverständlich liegt Transvaal nicht auf der Boeren-

haut. Alles eilt zu den Waffen, an denen allerdings kein Überfluß ist. Das Kontingent von Prätoria ist gestern an die Grenze marschiert, und 50 englische Meilen von Pietersburg ist eine bedeutende Streitmacht zusammengezogen, deren Vorposten, mit Respekt zu sagen, am Limpopo ausgestellt sind. Im „Café der guten Hoffnung" hörte ich gestern Abend ein Lied singen, aus dem ich mir folgendes gemerkt habe:

Weil die Briten frech geworden,
Ziehen sie hierher vom Norden,
Vorne kann man reiten seh'n
Den Minister Chamberlain
Und den Cecil Rhodes.

Doch wir sind ein Bischen eigen,
Wollen den Johnbullen zeigen,
Wie man tüchtig schießt und sticht.
„Buren sind kein Spielzeug nicht,"
Sagte schon Chamisso.

Nach 'nem Siege oder zweien
Woll'n wir dann Viktoria schreien,
Daß annehmen soll die Queen,
Daß nach ihr wir also schrien.
Wie sie sich dann ärgert!

Überall herrscht große Siegeshoffnung, nirgends auch nur Ein Meter Gänsehaut. Auch das deutsche Korps von Johannesburg ist an die Grenze gerückt und fragt dort unter dem Kommando des Grafen Zeppelin:

„Was kraucht da in dem Busch herum?
Es ist John Bull mit dem Dum-Dum.
Was hat er rum zu dummeln dort?
Drauf, deutsche Buren, jagt ihn fort!“

Ich habe noch mitzuteilen, daß alle Goldgruben geschlossen worden sind, auf den Diamantenfeldern und in den Edelsteinbrüchen nicht gearbeitet und an den Perlenufern nicht gefischt wird. Denn wer Zähne hat, bewaffnet sich bis an dieselben, um die Räuber gebührend zu empfangen, die nicht Männer wie Karl, sondern wie Franz Moor sind.

Sobald der erste Schuß fällt, erhalten Sie meinen zweiten Bericht. Schon hebt der rote Hahn, den England der armen Buren-Republik auf's Dach setzen will, seine Flügel. Läßt er sie nicht noch in der letzten Stunde fallen, so erhält das Schwert das Wort. Möge es nicht ausschließlich englisch reden!

II.

Johannesburg, den 8. Oktober 1899.

W. Noch bis vor einigen Tagen habe ich geglaubt, daß der geöffnete Krater des Janustempels sich wieder schließen, daß England einsehen werde, wie wenig es sich schicke, gleich nach dem Schluß der Friedenskonferenz an den ahnungslosen Zaun heranzuschleichen und einen Erisapfel von ihm zu brechen. Ist es ja doch schon eines Riesenreiches unwürdig, über einen dreikäsehohen Staat herzufallen. Wer denkt da nicht an den Löwenritt, welchen Freiligrath seinem unsterblichen Pegasus entlockt hat! Ein harmloses Tier wie die Giraffe muß es sich gefallen lassen, daß der Löwe es besteigt, ein Bereiter, der sich ein reichliches Mahl bereiten will. Und das dulden die anderen Wüstentiere! Mag der Löwe auch der Wüstenkönig genannt werden, es giebt doch auch Wüstenkaiser, Wüstenherzöge, Wüstenfürsten, Wüstenpräsidenten, welche wenigstens versuchen könnten, die Giraffe vor den Leckerbissen ihres grausamen Reiters in Schutz zu nehmen. Ich mache mich hoffentlich keiner Beleidigung, die nur von einem Staatsanwalt abgewaschen werden kann, schuldig, wenn ich meine, daß Deutschland als ein mit Riesenkräften begabter Elefant nur zu

wollen brauchte, und England müßte von der armen Giraffe heruntersteigen und sich nach einem anderen Roß umsehen, um sich ein anderweitiges Mahl zu erreiten, oder daß eine ganze Flotte von Schiffen der Wüste, wie man die Kamele nennt, die Unthat hätte verhindern können. Aber es rührte sich weder ein Rüssel, noch ein Buckel, um der kleinen südafrikanischen Republik beizustehen. So unterlagen bereits Griechenland und Spanien, als sie unter die Füße der Riesenpolypen gerieten, und kein Walfisch that einen Schritt zu ihrer Rettung. Es ist dies sehr beschämend für unsere Kultur, denn wir müssen am Ende des 19. Jahrhunderts sagen: Gewalt geht vor Recht, um sich plötzlich umzudrehen und zu rufen: „Du hast mich auf die Hacken getreten und nicht um Entschuldigung gebeten, dafür nehme ich Dir alles weg, was Du hast und was Du nicht hast.“ Natürlich hat das Recht durchaus nicht der Gewalt auf die Hacken getreten, der Gewalt sind die Hacken nur als zwei bequeme Zankäpfel eingefallen. Man darf aber nicht glauben, daß die Buren ihre — verzeihen Sie das harte Wort! — Hosen nur tragen, damit ihnen das Herz hineinfalle, oder daß einer von ihnen zu einem andern, ähnlich wie Jago, sagt: Thu' Ferſengeld in Deinen Beutel! Im Gegenteil! Der Mut übt in ihrer Brust eine Spannkraft, welche geradezu überrascht. Ueberall wird der Londoner Einzugsmarsch gespielt, „die Wacht am Kap“ gesungen. Der Depeschensaal der hier erscheinenden „Süd-Afrikanischen Zeitung“ wird von Viertel- zu Viertelstunde nach neuen Siegesnachrichten gestürmt und selbst schwarzen Kamelots kauft

man Extrablätter ab, welche nichts weiter als die Nachricht enthalten: „Vor Newcastle nichts Neues“. Dies Wort „selbst“ bedarf einer kurzen Erklärung. Es ist nämlich den Schwarzen nicht erlaubt, das Trottoir zu betreten. Ich finde dies inhuman. Daß ein Schwarzer kein Weißer ist, das ist nicht seine Schuld, er erblickt eben das Licht der Welt schwarz. Ob der Kaffer schwarz oder weiß ist, das ändert doch nichts an seiner Güte, und eine Republik sollte dies wissen und auch in der schwärzesten Haut den Menschen achten und dekretieren: Wenn der Mohr nur seine Arbeit gethan hat, kann er gehen, einerlei ob auf dem Trottoir oder auf dem Fahrweg. (s. den Mohren des Fiesko.) Um einzusehen, wie wenig passend jenes Verbot ist, muß man sich nur denken, daß Othello statt Mohr von Venedig solcher von Johannesburg gewesen und eines Tages zum ersten Mal mit Desdemona öffentlich erschienen wäre. Welch ein Gelächter hätte Othello genötigt, sich den Bauch zu halten, wenn plötzlich ein Polizeimann auf ihn zugetreten wäre, um ihm zu sagen: „Im Namen der Republik, trennen Sie sich, Othello, fort vom Trottoir und lassen Sie Ihre Frau allein gehen, während Sie Ihren werten Weg auf dem Fahrweg fortsetzen!“ Wie wir Othello kennen, würde er, mit dem Lachen fertig, dem Polizeimann den Kopf abhauen, dann ins Regierungsgebäude eilen, dort alles töten, was irgendwie Behörde ist, und unterwegs eine Reihe von Blutbädern errichten, welche absolut noch nicht genügten, die ihm durch die lex Othello angethane Schmach zu tilgen. Die Menschen sollten auf dem Pflaster

einer Republik gleich sein, denn sie sind seitens der Schöpfung so geschaffen und nicht etwa für das Trottoir weiß und für den Fahrweg schwarz, und es wäre dies auch ein Unsinn, denn weshalb soll ein Blumentopf, der aus dem Fenster fällt, nur einem Weißen auf den Kopf fallen können, und warum soll ein Schwarzer ihm (nicht dem Blumentopf, sondern dem Menschen) vom Fahrweg nicht zu Hülfe kommen dürfen? Mir war dies grausame Gesetz gestern besonders unangenehm, als ich mir von einem Schwarzen Feuer geben lassen wollte und er mir in seinem unverständlichen afrikanischen Platt zurief, er dürfe nicht den Fußsteig betreten. Das ist doch unglaublich und schickt sich noch weniger, denn, abgesehen von Allem: Transvaal gehörte doch einst den Schwarzen, und wie würde es den Buren gefallen, wenn ihnen die Schwarzen eines Tages befehlen sollten, sie sollten auf dem Fahrweg, oder gar auf dem Kopf gehen? Das Trottoir ist ein Menschenrecht, und die Schwarzen sind so schlecht Menschen wie die Weißen, wenn sie schlecht oder, umgekehrt, so gut, wenn sie gut sind.

Heute kann ich versichern, daß die Streitaxt noch immer sich in eine Friedenspalme verwandeln kann, daß beide Feinde die Kriegsmaske abwerfen und sich freundschaftlich derart umarmen können, daß ich nicht zwischen ihnen stehen möchte, weil ich gequetscht würde. Nämlich in folgender Weise.

England läßt täglich etliche tausend Soldaten in See stechen, bestimmt, an die Grenze der Burenrepublik zu rücken. Da stehen sie denn und warten, bis sie von den Buren angegriffen werden.

Iſt es nun den Engländern und den Buren Ernſt, den Frieden aufrecht zu halten, ſo brauchen ſie nur den Hahn in Ruh zu laſſen, und es fällt kein Schuß aus heiteren Wolken, und dann können ſich beide Armeen ſo lange gegenüberſtehen, bis eine dritte Macht vermittelnd erſcheint.

Welche Macht dies ſein ſoll? Ich würde — Wer lacht da? Ich glaube Niemand! — den Fürſten von Monaco vorſchlagen. Ein Mann wie dieſer, der jährlich eine Unſumme von Summen aus dem Spiel zieht, wird ſchon aus Dankbarkeit den eiſernen Würfeln allen Ernſt nehmen und vorſchlagen, darum zu knobeln, welche von den beiden Armeen zuerſt ſich zurückzieht. Jeder der beiden Staaten hätte einen Knobler zu ernennen, und der Fürſt von Monaco würde niedrigſte oder höchſte Hausnummer, Paſch, Sequenz, keines von Beiden, oder irgend einen anderen Wurf zu beſtimmen haben. Es iſt eine ſolche Löſung durchaus nicht ungewöhnlich. Ich erinnere nur an das Duell David-Goliath, welches den Kampf zwiſchen den Philiſtern und Israeliten entſchied, oder an das Segell zwiſchen den Hor- und den Kuriatiern, durch welches der Kampf zwiſchen Rom und Albalonga vermieden worden iſt. Kein europäiſcher Staat kann dieſes Spiel als ein gewerbsmäßiges verwerfen oder gar beſtrafen, denn jeder Staat hat Lotterien, iſt alſo der geborene gewerbsmäßige Spieler, da er den Ertrag zu ſeinen Ausgaben und zwar auch zu ſeinen Luxusausgaben gebraucht. Damit wäre denn der Anfang gemacht, allen künftigen Kriegen die Spitze abzubrechen, wenn auf dieſelbe irgend ein Reich die Feindſeligkeiten getrieben hätte.

Der Aufenthalt hier ist kein erfreulicher. Die Lebensmittel werden stündlich teurer. „Gegen diese Preise kann man nicht anbudeln," sagte mir ein Goldgräber, der eine Portion Lamaschinken mit Straußenrührei mit Gold aufwiegen mußte. Adlerklein ist kaum noch zu bezahlen, Bratpapagei mit Kaktussalat kommt selbst auf den Tischen der Höchstbesteuerten nicht mehr vor. Die geängstigten Bewohner versehen sich mit Nahrungsmitteln für den Fall einer Belagerung, und dadurch sind frische Semmeln, Seegrasbutter, Kamelwurst, Elefantenschinken, Kokosnußtorte, geräucherte Seeigel, Spicknattern, Otternschwänze und Zuckerrohr im Preise enorm gestiegen. Ich trank gestern Abend im Restaurant „Weißer Neger" ein Fläschchen Bier, und als es ans Bezahlen ging, forderte der Kellner einen so hohen Preis, daß ich ihn fragte, ob es denn eine Flasche Clicquot gewesen sei. Darüber war er so aufgebracht, daß er sagte, er würde, wenn ich nicht gutwillig bezahlte, einfach laut erklären, ich sei ein Engländer, worauf ich sofort getötet und hinausgeworfen werden würde. Da der Kellner einen durchaus vertrauenerweckenden Eindruck machte, so hielt ich es für vernünftig, den Kürzeren und mein Portemonnaie zu ziehen und zu bezahlen. So unbedeutend diese Szene erscheint, so charakterisiert sie doch die augenblickliche Situation, und ich will daher diese wenigen Zeilen nicht streichen.

Nächstens mehr oder weniger.

III.

Mafeking, den 16. Oktober 1898.

W. Das Kap der guten Hoffnung ist ja nicht weit von hier. Eine Katzenfahrt, und man umschifft es. War es da wohl, so möchte ich fragend alliterieren, ein Wunder, wenn ich in meinem zweiten Bericht, vor dem noch geschlossenen Janustempel stehend, der Hoffnung wenn auch bescheidenen, doch immerhin Raum gab, das Licht der Welt würde dem Schicksal fern bleiben, von dem Kriege erblickt zu werden? Aber die Hoffnung war, denn sie ist nicht umsonst weiblichen Geschlechts, eitel.

Ich habe dem Janus nie recht getraut. Wer ein Doppelgesicht hat, ist wohl jedem verdächtig, genau so wie jemand, der doppelzüngig ist. Wenn ein Janus mich von hinten anlächelt, so weiß ich nicht, was für einen Ausdruck sein vorderes Gesicht hat, und während er vorne lacht, laufen ihm vielleicht hinten die Thränen die Backen herab, ja, während sein Hintergesicht Freundschaft von mir fordert, brütet vielleicht sein Vordergesicht hinterlistig. In dem Tempel, den ihm das goldene Zeitalter gelegt hat, sitzt er friedlich. Plötzlich erhebt er sich und öffnet die Pforte. Und der Krieg ist da!

Der Krieg ist da! England, geblendet von dem in den Minen schlummernden Gold, reizte unablässig die Buren, bis es diesen denn doch über die Hutschnur des Spaßes ging und sie gewissermaßen vierspännig aus der Haut fuhren. So klein eine Nation sein mag, es tritt der Augenblick ein, wo De-, Lang- und jeder andere ähnliche Mut Feigheit wird und dem Schwert die Entscheidung nicht länger vorenthalten werden darf. Blättern wir doch in der Geschichte. Wie harmlos schildern Schiller und Rossini die Schweizer zu Tells Zeiten, unser Dichterheros läßt sie in tadellosen Jamben sprechen, Rossini legt ihren Massen die süßesten Töne in den Mund. Da erscheint Eßler mit Hut und Apfel, und das Volk, auf das Tiefste verletzt, greift zu den Waffen. Sollte Frau v. Suttner wirklich meinen, es könne anders, es solle sich nicht krümmen, wenn es wie ein Wurm, wie das Pflaster, oder wie ein Balg getreten wird? Dann möchte ich einmal neben ihr in dem berühmten Schauspiel oder der beliebten Oper sitzen und sie fragen, ob sie sich nicht ärgern würde, wenn man ihr zumutete, den Hut vor einem solchen abzunehmen. Und wenn sie mir antwortete: „Ich würde es auf der Stelle thun, wenn ich dadurch ein Blutbad verhindern könnte," so werde ich zu ihr sagen: „Irren ist — verzeihen Sie das harte Wort! — menschlich, gnädige Frau, denn Sie waren ja schon außer sich, als Sie an der Parquetthür ersucht wurden, den Hut abzunehmen." Sie würde beschämt dasitzen!

Die Bürger Transvaals haben sich wie Ein Bur erhoben und die Grenzen überschritten. Nun rollen, wie es im Flesco heißt, die eisernen Würfel des Verderbens ihren Gang.

Hier wird stündlich das Bombardement erwartet, denn die Buren haben wie die Löwen sich der Stadt genähert, bereit, sie zu verschlingen, wenn die Engländer sich nicht zurückziehen. Diese sind von einem bedenklichen Hasenpanier ergriffen. Aus Knaben ist sogar ein Korps zusammengesetzt und alle Schwarzen sind bewaffnet worden. Da die Schwarzen keine Kleider, sondern nur eine Flinte tragen und höchstens mit einer Schürze das Anstandsgefühl der Zuschauer bedecken, so war es billig, sie zum Kriegsdienst heranzuziehen. Sie sehen allerdings sonderbar genug aus. Man kann sich in Deutschland Soldaten ohne Uniform nicht denken, Soldaten, denen selbst die Hosennaht fehlt, an welche sie die Finger zu legen haben, ganz abgesehen davon, daß sich die Hausfrau den Besuch eines nur mit der Patrontasche oder dem Seitengewehr bekleideten Grenadiers in der Küche doch ernstlich verbitten würde. Ich habe mich natürlich bereits an den Anblick einer solchen Kaffernkompagnie gewöhnt, welche aussieht, als gebrauche sie die Kneippkur. Ich halte aber Soldaten, welche meist unbekleidet sind, für wenig gefährlich, da sie unmöglich lange werden marschieren können, ohne sich einen derben Schnupfen zu holen. Wie aber soll ein Soldat lange vor dem Feinde stehen, wenn seine Nase ins Laufen kommt? Da muß er doch unwillkürlich mit, der Kommandant mag wollen oder nicht.

Sehr interessant war es mir, gestern Abend von einem Engländer zu hören, wie sich England diesen Krieg gegen die armen Buren zurechtlegt. Wir hatten uns in einer Stehporterhalle kennen gelernt, und da ich diesen Krieg einen Raubzug

und die Soldaten, welche mit den Schiffen aus England erwartet wurden, Flatterfahrer nannte, und er mir dafür den Titel Rhinoceros (eine Art Schimpfwort) an den Kopf warf, so waren wir bald in eine lebhafte Unterhaltung über unseren Gegenstand geraten. Allmählich löste der Porter seine Zunge, und da sagte er einmal: „Sie nennen unseren Krieg einen Raubzug? Ja wissen Sie denn nicht, daß wir für die heiligsten Güter der Menschheit das Blut der Buren opfern wollen? Gold und Diamanten sind aber die heiligsten Güter der Menschheit. Wenn Sie zweifeln, so fragen Sie jeden Engländer, und der wird Sie über den erstbesten Haufen bozen, wenn Sie eine andere Meinung haben sollten. Diese Buren sind reich an den heiligsten Gütern, aber sie lassen sie in der Erde verkommen, es ist eine wahre Schande. Da haben wir uns denn entschlossen, Idealisten, wie wir Engländer nun einmal sind, uns dies Stückchen Erde zu nehmen, um die heiligsten Güter der Menschheit durch fleißiges Bergbauen an das Tageslicht zu fördern."

Ich trank meinen Becher leer und ging, es dem Engländer ärgerlich überlassend, mit einem kleinen Bruchteil seiner heiligsten Güter die ganze Zeche zu bezahlen.

Der Buren-General Joubert ist ein Mann, der viel versteht, namentlich aber keinen Spaß. Wenn er irgend etwas aufgiebt, so den Engländern: zu raten. Glauben die Engländer, daß er, wenn Sie sich zeigen, nichts weiter machen wird als Kehrt oder sich dünne, so befindet sich ihre Flotte statt auf dem Ozean auf einem Holzwege. Alles in Allem: Ein altes Sprich-

wort lautet: „Was der Bauer nicht kennt, das ißt er nicht.“ Aber das trifft hier nicht zu. Der Bur kennt den Engländer, also wäre es leicht möglich, daß er ihn verschlingt. Keinenfalls wird es den Engländern gelingen, die Buren im Handumdrehen niederzuwerfen, es fehlt ihnen dazu nicht nur die Hand, sondern auch das Bein, das sie den Buren ohne weiteres stellen werden, wie den Buren das Haupt fehlt, auf das die Engländer sie, um in der Sprache der Engländer zu reden, me nothing, thee nothing schlagen könnten.

Es versteht sich von selbst, daß von den Engländern viel gelogen wird. O, wie hasse ich die Lüge, die Unwahrheit, die Entstellung der Wahrheit, die Tartarennachricht, die Ente, das falsche Gerücht, die Flunkerei, die Windbeutelei, das Greifen aus der Luft, das Saugen aus den Fingern, den Münchhausen! Und gerade im Kriege wird der Wahrheit so oft ins Gesicht geschlagen, als ob sie eins hätte. So macht heute das Laufseuer die Runde, die Engländer hätten bei Ladysmith einen großen Sieg davongetragen. Wer weiß, was für eine Lady diese Smith ist! Schon der Name der Stadt, welcher deutsch Fräulein Schmidt lautet, mußte stutzig machen. Und die Nachricht ist denn auch wirklich falsch wie eine Katze. Mit demselben Rechte hätte nach London telegraphiert werden können: „Großer Sieg! Fräulein Lehmann genommen!“ „Mutter Müller gestürmt!“ „Der Feind bei Tante Meier eingeschlossen!“ Siegreiches Treffen bei Frau Schultze!“ Bei solchen und ähnlichen Nachrichten ist die größte Vorsicht vonnöten, selbst bei denen, welche von mir

gemeldet werden. Denn in dem herrschenden Durchundurcheinander und Tohuwirr und Bohuwarr darf man den Ohren keines Menschen trauen und machten sie auch einen noch so wahrheitsgetreuen Eindruck. Selbst meinen eigenen Ohren stehe ich mit Mißtrauen gegenüber. Der Wunsch pflegt bei Siegesnachrichten auch hier des Gedankens Vater zu sein, aber jeder weiß zur Genüge, daß, um Vater zu sein, der Wunsch niemals genügt, genau so, wie die Vorsicht nicht so ohne Weiteres die Mutter der Weisheit werden kann, sondern daß das Vaterwerden des Wunsches, wie das Mutterwerden der Vorsicht viel eher als eitle Prahlerei aufgefaßt werden könnte.

Hoffentlich werde ich im Stande sein, meinen Lesern in meinem nächsten Bericht einen Sieg der Buren zu melden. Ich hoffe dies im Sinne aller humanen Menschen, und an mir soll es wahrlich nicht liegen, wenn ich einen solchen Sieg nicht melden werde. Wenn die Buren meinen jetzigen Aufenthalt eingenommen haben, gedenke ich, mich hart an die Grenze zu begeben. Ich halte mich nicht gern in eroberten Städten auf, weil die Eroberer nur zu leicht Freund und Feind verwechseln und man als Verräter erschossen werden kann, ohne daß man im Stande wäre, die Rehabilitierung zu erleben.

Hoffen wir das Beste, wie ich es hoffe!

IV.

Herrn Wippchen in Bernau.

Sehr erfreut ſind wir durch Ihren Fleiß, und wenn uns noch etwas zu wünſchen übrig bleibt, ſo iſt es dies: Indem Sie dabei bleiben, daß die Buren vergewaltigt werden, ſind Sie Gegner des engliſchen Vorgehens und ſuchen dieſes durch überraſchende Siege der Buren aufzuhalten. Das iſt, von Ihrem Standpunkt betrachtet, ganz begreiflich, ſteht aber mit den Thatſachen auf geſpanntem Fuß. Wenigſtens iſt die Schilderung der Schlacht, durch welche in Ihrer jüngſten Sendung die Engländer auf ihre Schiffe zurückgetrieben werden, nicht zum Abdruck zu bringen, wenn wir uns nicht blamieren wollen. Wir laſſen ſie liegen, bis ſich eine paſſende Gelegenheit findet, vorläufig lauten die Nachrichten

aus Afrika noch zu ungünstig für die Buren. Warten wir also günstigere ab, dann wird sich schon einmal eine Sensationsschlacht einschmuggeln lassen können, namentlich für ein Extrablatt, dessen Inhalt nicht kontrolliert zu werden pflegt.

Das von Ihnen gewünschte Wörterbuch der Buren haben wir nicht aufzutreiben vermocht. Was wollten Sie denn eigentlich damit?

In Erwartung weiterer Berichte grüßt Sie ergebenst

Die Redaktion.

* * *

Bernau, den 21. Oktober 1899.

Was ich mit dem Burenwörterbuch will? Diese Frage gleicht in ihrer Naivetät genau der des Tyrannen Dionys, der von Möros wissen wollte, was er mit dem Dolche wollte. Als ob er das nicht selbst wüßte! Was wollte Jemand mit einem Dolche? Nun, alles, nur nicht die Verlängerung eines Lebens. Ebenso finster wie Dionys fragen Sie mich: „Was wolltest du mit dem Burenbuch?“ Das wissen Sie doch, ohne daß ich es Ihnen sage. In einem Kriege der Buren brauche ich kein französisches, kein schwedisches und kein ungarisches Wörterbuch, sondern ein burensches, und es wundert mich, daß

Sie mir nicht selbst die Besorgung eines solchen zum Nachgefälligst vorschlagen.

Ich verzichte also, hoffend, ohne das erwähnte Buch arbeiten zu können. Ohnedies bin ich damit beschäftigt, die Spuren aufzudecken, auf welche mich der Name Bernau geführt hat. Kann ich nachweisen, daß Bernau früher Boer- oder Burnau hieß, so kann ich behaupten, daß die Buren früher als in Afrika in Deutschland sich ansiedelten, und dadurch wäre ein Eingreifen des deutschen Reiches herbeizuführen. Denn der Gedanke will immer noch nicht von mir — verzeihen Sie das harte Wort! — weichen, daß es die Pflicht der civilisierten Welt wäre, sich ins Mittel zu legen, da es kein anderes zu geben scheint, die kleine Republik zu retten. Der englische Raubzug muß zum Entgleisen gebracht werden, wenn nicht alles Gold, welches in Südafrika begraben liegt, in die Danaidentaschen Englands fließen soll, in welchen es nach Vespasians bekanntem Ausspruch ja schon genug nicht stinkt.

Damit wenigstens ein kleiner Bruchteil auch in meine Tasche fließe, bitte ich Sie um einen Vorschuß von drei Sovereigns. Ich meine natürlich nicht: Drei Staatsoberhäupter, sondern die beliebten englischen Goldmünzen, welche augenblicklich niedrig genug stehen und die Sie also gewiß gerne loswerden.

Einliegend ein kleiner, aber wichtiger Erfolg der Buren. Wer gönnte ihn ihnen nicht!

* * *

Ladysmith, den 18. Oktober 1899.

W. In einer belagerten Stadt sich aufhalten, welche jeden Augenblick von den Geschossen wie von einem Platzregen überrascht werden kann, gehört selbst nicht zu den Annehmlichkeiten eines Mannes, der, wie ich, die Gänsehaut nur in ihrem knusprigsten Zustand kennt und schon manchem Geschütz ins Auge gesehen hat, das mir jeden Moment Tod und Verderben entgegenblicken konnte. In den Mauern von Ladysmith verweilt es sich aber ganz besonders ungemütlich, weil die Buren um sie herum lagern, deren Hurrahgeschrei etwa wie Racheschnauben klingt. Die Engländer können sich darauf verlassen, daß, wenn die Buren siegen sollten, das blaue Auge und die helle Haut, mit welchen sie davonkommen möchten, zu den größten Sehenswürdigkeiten Natals gehören werden. Als daher heute früh 10 Uhr einige Kanonenschüsse so unglücklich fielen, daß einige Häuser der Stadt beschädigt wurden, gab General White (sprich: Whyte) Befehl, die Buren aus dem Weichbild der Stadt zu vertreiben und sollte das Weichbild darüber zu Grunde gehen. Es war die höchste Zeit, denn gleich darauf gab die bei Bester-Station aufgestellte Burenbatterie derart Feuer auf die Vorposten, daß diese alle Hände voll zu thun hatten, Fersengeld zu geben und sich in die Stadt zurückzuziehen. Nun kamen Späher, Leute, denen Indiskretion Ehrensache ist und die für Geld alles, namentlich Geldgier, verraten, und meldeten, die Buren, vom Tugelafluß kommend, drohten, die Bahnstraße Colenso-Ladysmith abzuschneiden. Was es heißt, daß einem die Bahnstraße abgeschnitten wird, das kann nur

der verstehen, der diese Bahnstrecke braucht. Der Leser, der auf dem Felde der Ehre nicht Bescheid weiß, wird es nicht verstehen, ja, vielleicht denken: „Nun, wenn eine Bahnstrecke abgeschnitten ist, so kann auf derselben kein Eisenbahnunglück vorkommen, und bei den vielen Entgleisungen und Zusammenstößen, welche heutzutage sich ereignen, wäre es vielleicht ganz gut, wenn einmal sämtliche Eisenbahnen abgeschnitten würden." Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß dies am allerwenigsten im Kriege ein Unding ist, welches wie jedes Unding zwei Seiten hat. Die schlimmste Seite ist die, daß die Truppen nicht rasch befördert werden können, sondern sich auf schlechten Wegen per pedes apostolorum quälen müssen. Es wurden also einige Maxims und zwei Regimenter Infanterie dem Feinde entgegengesandt. Diese hielten aber die Transvaal- und die Orangeburen nicht ab, einander die Hand zu reichen und die Stadt völlig einzuschließen. Wer dies wörtlich nimmt, soll es unterlassen. Jene und diese Buren stehen nicht etwa Hand in Hand, wie dies bei gewissen Cotillontouren geschieht, sondern sie feuern tüchtig in die Feinde, daß diese nicht nur nicht wissen, wo ihnen der Kopf, sondern auch das Haupt des Generalstabes steht und, also doppelt kopflos, sich nach einem Strohhalm umsehen, an den sie sich klammern können, um sich aus den Wogen des Kampfes zurückzuziehen.

Dies ist die Lage der Briten, welche eben mit so vielen Schornsteinen in den Ozean schifften, und vielleicht morgen froh sind, daß sie übermorgen still in den Hafen treiben können.

Aus dem Lager der Buren ertönt eines ihrer alten Trutzlieder in die Stadt:

Sie sollen es nicht haben,
Das freie Burenreich,
Bis sie, wie gier'ge Raben
Schwarz und vor Schrecken bleich.

So lang den Ungeheuern
Das Wohnen hier noch frommt,
Und sie dafür die Steuern
Bezahlen immer prompt.

Sie sollen es nicht haben,
Das Burenland, so hold,
Woselbst noch liegt begraben
So ungemein viel Gold.

So lange unser Nacken
Noch steif im Halstuch steckt,
So lange wir noch snacken
Holländisch so perfekt.

Sie sollen es nicht haben,
Dies Land so kerngesund,
Wofür den Kaffern gaben
Wir damals nicht fünf Pfund.

So lang noch Eisenschienen
Gehn bis zum Strand des Meers,
So lang wir noch verdienen
So viel an unsern Shares.

Wenn die Engländer dies Lied hören, so wird ihnen doch etwas bange, und sie singen dann gleichfalls ihr Nationallied, in welchem sie den Himmel bitten, ihre Queen zu saven.

Sie sehen, ich befleißige mich guter Hoffnung wie das Kap am Fuße Afrikas. Das Weitere müssen wir vertrauensvoll der Fortuna des Mars überlassen.

V.

Ladysmith, den 27. Oktober 1899.

W. Der Vorabend großer Ereignisse, den wir noch vor vierzehn Tagen gemeinsam verlebten, hat längst dem folgenden Morgen Platz gemacht. Damals zitterten die Engländer für die Buren, denn sie sagten sich: „Wenn sie uns vor die Mündung unserer Übermacht kommen, so kommen sie alle mit dem Tode davon, und wenn wir auch heute noch nicht wissen, wie der Letzte der Buren heißen wird, wie wir längst wissen, daß der Letzte der Tribunen noch dann und wann unter dem Namen Rienzi aufgeführt wird, so ist es doch heute schon sicher, daß uns Südafrika zufallen wird wie die Thür einer Mausefalle."

So saß John Bull als Pythia auf dem — verzeihen Sie das harte Wort! — Dreifuß, aber statt zu weissagen schwarzsagte er, wie dies ja auch oft genug von der obengenannten Priesterin in Delphi geschehen ist. England siegt, aber mit ch. Statt Victoria schließen zu können, kann die gleichnamige Königin nur hoffen, daß das Kriegspech dem Inselreich den Rücken kehre und sich in das beliebte Kriegsglück verwandele. Es ist immer eine mißliche Sache, wenn ein Land, welches mit

eisernen Würfeln knobelt und ein vermeintlich schwächeres Volk in einen Mars verwickelt, keinen Augenblick daran denkt, daß alles in der Welt schief gehen kann wie der Bau des Turmes von Pisa. Der Krieg ist und bleibt eine Lotterie. In der Trommel, die zum Kampf gewirbelt wird, liegt allerdings das große Los. Wer zieht von den Gewinnen den größten? Wer weiß, wer den kürzeren zieht? Oft genug verliert ein Volk bei der Ziehung alles, was nicht niet- und nagelfest ist. Der Sieg ist wie ein Pferdebahnwagen: wenn man ihn erwartet, so kommt er entweder nicht, oder er ist schon besetzt.

Man werfe einmal einen Blick in das Jahr 1652 zurück und zwar an das Kap. Was sieht man? Die ersten Buren siedelten sich dort an. Das ist nun 247 Jahre her, und seit jener Zeit hatten die Engländer sie auf dem Strich, oder machten ihn ihnen durch die Rechnung. Sie schwebten ihnen immer zwischen Lipp' und Kelchesrand wie der finstern Mächte Hand. Mehr Beine als die Buren hatten die Engländer Knüppel, die sie zwischen sie warfen, ja, mehr als das steinreiche Land Steine barg, schleuderten die Engländer den Buren in den Weg. 1806 nahmen sie ihnen das Kapland vor der langen Nase weg, und die Buren zogen mit solcher ab und gründeten sich in Natal ein neues Vaterland. Dieses entrissen ihnen die Engländer in der Schlacht von Congella, und die Buren schufen den Orangefreistaat, den ihnen dann die Engländer in der Schlacht bei Boomplaats zu Wasser machten, worauf die Buren die Transvaalrepublik errichteten. Der Leser versetze sich einmal in die Lage der Buren und gründe einen Staat nach dem andern,

der ihm dann regelmäßig von Einbrechern ausgeräumt wird. Eines Tages fanden die Buren Gold, das sonst ja auf der Straße, hier aber unter derselben liegt. Wenn England etwas vom Gretchen hat, so sind dies die Worte: „Nach Golde drängt, am Golde hängt doch Alles! Ach, wir Armen!“ und da das Gold der Buren fast noch weniger stank, als uns Büchmann versichert, so stellte seit dieser Zeit England fortwährend den Geduldsfaden der Buren auf die Probe, bis dieser nun endlich so gerissen ist, wie es die habgierige Politik Englands immer und ewig gewesen.

Diesmal aber hat sich England geirrt. Dies Irren ist nun wenigstens menschlich, wie jedes andere Errare. Unmenschlich aber ist es, 247 Jahre lang ein friedliches Volk fortwährend vom häuslichen Herd in die Enge zu treiben, sich an seine Stelle zu setzen und ihm nichts zu lassen, als das Nachsehen. Davon aber kann kein Volk leben, und wenn es daher endlich aus der Haut fährt und sich derselben wehrt, so soll jeder rechtlich denkende Mensch kein Opfer scheuen und Bravo sagen. Das ist nicht mehr als billig.

Die Siegesfanfaren, welche die englische Presse verbreiteten, haben sich fast alle in Hiobsnachrichten verwandelt. Wenn die Engländer flohen, so telegraphierten sie: „Wir laufen, was wir können, um ein Siegestelegramm abzusenden,“ und wenn sie von den Buren verfolgt wurden, so lautete die Depesche: „Die Buren sind derart aufs Haupt geschlagen, daß sie an einer Gehirnerschütterung leiden und statt rückwärts vorwärts laufen.“ Als sie sich von Riverton auf Kimberley zurückzogen, verbreiteten

sie aus Kimberley die Nachricht: „Es ist erreicht!“ Die Buren nahmen Mafeking. Kaum aber hatten sie hier die englische Fahne herabgepflanzt, als die Engländer überall verkündeten: „Wir haben die Buren aus dem freien Feld nach Mafeking hineingejagt und umzingelten sie aus weiter Entfernung.“

Aber solche Enten haben noch kürzere Beine, als gewöhnliche Unwahrheiten, und jemehr im Kriege so gelogen wird, daß sich die Balken biegen, desto weniger Balken hat das Wasser, zu welchem die Siegesfreude wird. Die volle Wahrheit ist, daß ein großer Teil des britischen Afrika den Buren in die Hände fiel, daß die eingeborenen Kaffern und Hottentotten nahe daran sind, sich zu erheben, und daß so die eine Decke nicht fern ist, unter welcher die gesamten Völker Südafrikas gegen England spielen werden.

Wahr ist, daß an der Westgrenze große Teuerung herrscht. Das billigste Lagerbier kostet 2 Mark die Flasche, eine Flasche Sodawasser $2^1/_2$ Mark. Wer also, wie so viele, kein Sodawasser genießt, kann allabendlich sehr viel Geld sparen, selbst wenn er drei Flaschen Lagerbier trinkt. Auch in anderer Weise ist das Leben in den Bierhäusern sehr verteuert worden. Ein Würfelbecher mit nur drei Würfeln kostet 10 M., ein neuer Zahnstocher 60, ein alter 30 Pf., eine bunte Postkarte 1,20 M., eine Abendzeitung 75 Pf., eine reine Serviette 2 M., ein Platz für den seidenen Regenschirm 50, für den baumwollenen 30 Pf., Hilfe beim Paletotanziehen 1 M., ein Griff um die Taille der weiblichen Bedienung nach Belieben, aber nicht unter 60 Pf., ein Schwefelhölzchen zum Anzünden der Cigarre 20 Pf.,

eine volle Cocosnuß mit Cognac 6 M., eine Portion Kapkäse mit Brot und Margarine 1,50 M. C'est la guerre!

Ich muß es den Buren lassen, daß sie weder im nahesten, noch im entferntesten daran denken, durch ihre Erfolge übermütig zu werden. So habe ich hier noch nicht ein einziges Mal „Nach London!“ schreien hören, auch blasen ihre Musikkorps keinen Londoner Einzugsmarsch oder richtiger: es ist ein solcher nicht komponiert worden. Sie denken garnicht daran, die Engländer bis nach London zu verfolgen. Gelingt es ihnen, sie vom Burenboden zu verdrängen, so werden sie ganz zufrieden sein. Das wird allerdings noch viele Arbeit kosten. Denn man darf sich die Flucht, welche die Engländer ergriffen haben, doch am Ende nicht so wild denken, daß sie nicht doch noch zu zähmen wäre, und es könnte doch sein, daß sie alles Fersengeld bis auf den letzten Schilling bereits gegeben haben und nun keinen Schritt mehr zurückweichen. Die eigentliche englische Armee schwimmt ja noch, und wenn sie eintrifft, werden sich die Buren vor eine Nuß gestellt sehen, deren Härte ihren Zähnen, und hätten sie auch noch mehr Haare auf denselben, viel zu knacken geben wird.

Der Rückzug der Engländer von Glencoe (sprich: Glencoe) unter Generaal Yule war von einem sich einstellenden Nebel begünstigt, sonst wäre es wohl den Fliehenden schlechter gegangen, als ihnen dabei geworden ist. Die Engländer benutzten den Nebel zu einer Kriegslist, welche sich mehr für einen Polterabend eignen dürfte, aber sich für einen ernsten Krieg am allerwenigsten schickt. Sie stellten nämlich Vogelscheuchen auf, welchen

Soldatenmäntel angezogen waren, so daß die Buren in dem herrschenden Nebel nicht sehen konnten, daß es sich um einen Maskenscherz handelte. Sie bombardierten also die Mäntel zwei Stunden lang und stürmten sie dann. Die Buren sahen nun, daß die Engländer nur ihre Schwäche bemäntelt hatten, verfolgten aber den Feind, indem sie, die einen guten Spaß wohl verstehen und ungern verderben, lachend weiterschossen. So wird den Engländern wohl die Lust an weiteren Späßen vergehen. Und das ist ihnen auch aufrichtig zu raten. Denn es handelt sich wirklich um eine sehr ernste Sache, und zu schlechten und guten Witzen wird erst Zeit sein, wenn der Schlüssel der Janusthüre umgedreht sein wird. Aber ich fürchte, es wird bis dahin noch manche Drehung der Erde stattfinden. Nun, wir werden ja sehen, vor Allem aber: Nous, qui vivra verrons!

(Fortsetzung im 14. Band.)

Wilhelm Gronau's Buchdruckerei, Schöneberg-Berlin.

Im Verlage von A. Hofmann & Comp. in Berlin S.W., Zimmerstr. 8, erschien kürzlich:

Der moderne Knigge

Leitfaden durch das Jahr und die Gesellschaft

von

Julius Stettenheim.

2 Bände à 1,50 Mk.

1. Band: Leitfaden durch den Winter.

2. Band: Leitfaden durch den Sommer.

Beide Bände in 1 Band, elegant gebunden, 3,75 Mk.

In seiner bekannten humoristisch-satirischen Weise schildert Julius Stettenheim in diesen Bändchen die Fehler und Unarten des gesellschaftlichen Verkehrs, zugleich Winke gebend, wie denselben entgegenzutreten oder auszuweichen ist.

So scharf auch der „Moderne Knigge" beobachtet und kritisirt, der liebenswürdige Ton und der sieghafte Humor, mit dem die Kritik ausgeübt wird, mildern jede Schärfe.